OSTDEUTSCHE HEIMAT

NÖRDLICH DER MEMEL

Leben und Wirken
für unsere
memelländische Heimat

gewidmet

Herrn Dr. Gerhard Lietz

zum

90. Geburtstag

am 13.12.1998

Arbeitsheftnr.: 22 [16.12.]

Archiv

ARBEITSGEMEINSCHAFT DER MEMELLANDKREISE E.V.

68542 Heddesheim, Kirschblütenstraße 13

Nachgestaltung im März 2003
G.Pietsch

Diese Ausgabe wurde am 05.09.2004 gedruckt

Dr. Gerhard Lietz

Leben und Wirken für unsere memelländische Heimat

Sanft fing es an:
grüne, sonnige Jahre
spielten im Wald und am Strand.
Dann nahmen die singenden Jahre mich mit
zur alten, farbigen Stadt

Sie versanken
in der Helligkeit unvergänglichen Lichts.

Andere Jahre stiegen über die Horizonte:
manche waren dunkle, lärmende Häuser
oder klirrende Reiter in eisernen Masken,
manche waren Hecken,
in denen Schützen kauerten,
andere waren endlose, mühsame Steppen.

Vergessen sind viele Jahre:
ziehende Schatten und Lichter.
Nur wenige schwammen als helle Inseln,
selig wie Ithaka.

Nun gleiten die weiten Täler und sanften Berge
meiner späten Jahre
gemächlich nach Westen.

Auch in den finsteren Jahren
glitzerten dünne Fäden wie Gold.

Aus "Regenbogenspiele"

Aus der Geschichte des Luisen-Gymnasiums Memel.

von Kurt und Walter Blode (früher Memel) 1978 Seite 92

Die Abiturienten des Memeler Luisen-Gymnasiums

Ostern 1927

Belgard, Martin
Bömeleit, Hans-Georg
Braks, Martin
Chmielewsky, Nikolaus
Kraus, Ernst
Lietz, Gerhard
Nochimowsky, Jakob
Ogilvie, Horst
Sackheim, Isedor
Schulz, Walter
Witt, Herbert

Abiturienten 1927

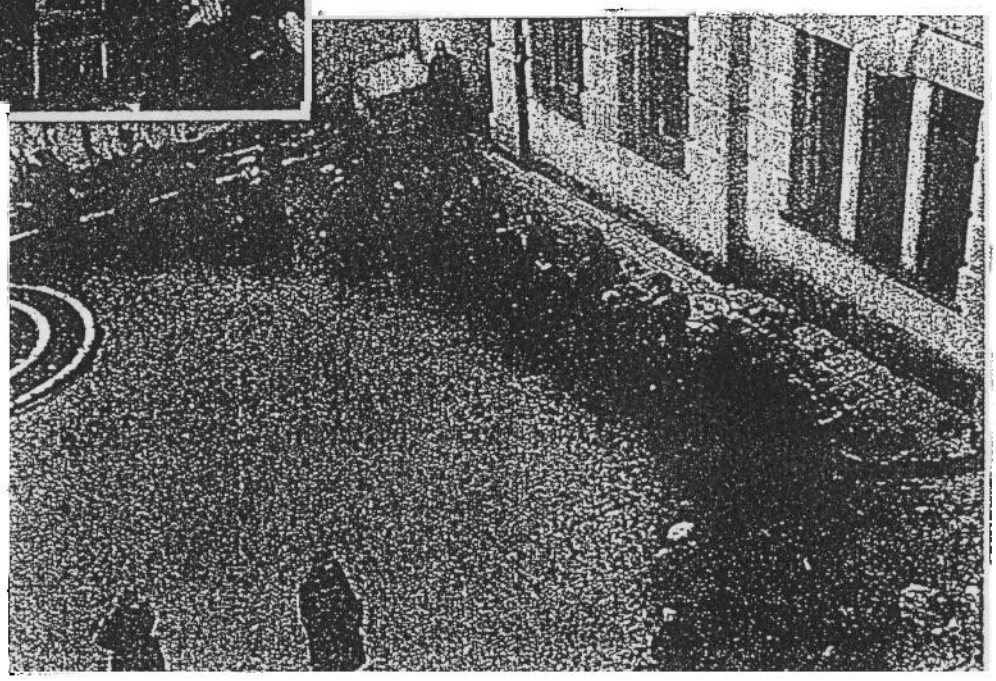
Dieses Gericht verurteilte 126 unschuldige Memelländer
ie ein Hohn mutet das Kruzifix an, zu dessen Füßen das Schand-
urteil gesprochen wurde

126 Memelländer auf der Anklagebank

Zum Wahnsinn steigerte sich die litauische Gewaltpolitik, als in viermonatigen Verhandlungen über 126 Memelländer zu Gericht gesessen wurde. Die Angeklagten sollten an Vorbereitungen eines bewaffneten Aufstandes zum Zwecke der Abtrennung des Memellandes von Litauen beteiligt gewesen sein. Die Verhandlungen ergaben nicht einmal den Schein eines Beweises. Trotzdem wurden am 26. März 1935 — ein Datum, das man sich merken sollte als einen Tag der Trauer in der Geschichte deutschen Volkstums — mehrere Todesurteile und hohe Zuchthausstrafen ausgesprochen. Die Todesurteile wurden zwar in Freiheitsstrafen umgewandelt, gleichwohl bleibt die Tatsache bestehen, daß weit über 100 aufrechte Deutsche, die sich ihrer Gesinnung nicht zu schämen brauchen, hinter litauischen Kerkermauern schmachten und dem Tag der Freiheit sehnsüchtig entgegenharren. Was man ihnen zum Vorwurf machen kann, ist lediglich das eine, daß sie nicht von der Art, die sie mit ihrem Blut vom allmächtigen Gott empfangen haben, lassen wollen. Einer von den Verhafteten ist inzwischen, da es die Litauer ablehnten, ihn ärztlich behandeln zu lassen, im Kerker gestorben.

neral Leonas, der Vorsitzende des Kownoer Militärgerichtshofs,
mit seinen Offiziersrichtern

Blick in den Verhandlungsraum:
Im Vordergrund die Verteidiger
der Angeklagten



ie Zuchthäusler werden hier unschul-
dige deutsche Menschen behandelt
e Bild zeigt die Verurteilten wäh-
rend ihres täglichen Ganges
auf dem Gefängnishof

Privatschule zu sein. Deshalb mußte er vier Jahre Zuchthaus erhalten! Auch das ist ein Fall, der Bände spricht!

Ebenso ist es dem Lehrer Schirrmann ergangen. Dieser ist während der viermonatelangen Verhandlungen vor dem Kriegsgericht weder von dem Vorsitzenden, noch von dem Staatsanwalt, noch von den Zeugen, noch von der Verteidigung erwähnt worden. Er hat nur die Unvorsichtigkeit begangen, in der Voruntersuchung zu Protokoll zu geben, daß er „aus Überzeugung Nationalsozialist" ist. Diese Offenheit hat ihm vier Jahre Zuchthaus eingebracht!

Dieselbe Strafe hat der Studienreferendar Lietz erhalten. Dieser war mit einigen jungen Leuten in einem Gasthause zusammengekommen und hat sich mit ihnen über Hitler unterhalten. Der Kriegskommandant hat ihn dieser „geheimen Versammlung" wegen mit Gefängnis bestraft, und als er diese Strafe abgesessen hatte, ließ der Untersuchungsrichter ihn derselben Sache wegen verhaften, für die er jetzt zum zweiten Male und zwar mit vier Jahren Zuchthaus bestraft worden ist!

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, welches schreiende Unrecht durch das Kriegsgerichtsurteil an den Memelländern begangen worden ist.

Der Protest des deutschen Volkes vor dem litauischen Konsulat in Königsberg

Einzelnummer 30 Cent

Erscheint täglich nachmittags 2 Uhr, außer an Sonn- und Festtagen. Bezugspreis: Bei Abholung in der Geschäftsstelle oder den Ausgabestellen monatlich 2,40 Mark, mit Zustellung 2,— Mark. Postbezug 2,40 Mark monatlich. Für durch Streik, höhere Gewalt oder sonstige Betriebsstörungen nicht gelieferte Nummern kann eine Kürzung des Bezugspreises nicht eintreten. Für Rückerstattung wird keine Garantie übernommen. Geschäftsstunden der Geschäftsstelle: vormittags 8 bis 12 Uhr außer Montag und Sonntag. Die Geschäftsstelle ist geöffnet an Wochentagen von 7½ Uhr morgens bis 6½ Uhr, Sonnabends 5 Uhr nachm. Fernsprech-Sammelnummer 4341, und 6 Uhr abds.: Schriftleitung 4341, Hausmeister 4343, Verlag 4345. Drahtanschrift: Dampfbootverlag.

Anzeigen kosten für den Raum der mm-Spaltzeile im Memelgebiet und in Litauen 15 Cent, in Deutschland 7 Pfennig. Anzeigen in Memel sowie in Litauen 1,10 Litas, in Deutschland 35 Pfennig. Bei Erhöhung des Anzeigentarifs bei Aufträgen, Ausgabe oder Nichterscheinen durch höhere Gewalt oder sonstige Betriebsstörungen kann keine Gewähr für die Aufnahme der Anzeigen an bestimmten Tagen noch für die Richtigkeit der Chiffre-Anzeigen übernommen werden. Gerichtsstand ist Memel. Anzeigenannahme durch Vertreter ohne Gewähr für die Richtigkeit. Belegnummern kosten 20 Cent.

Memeler Dampfboot

Führende Tageszeitung des Memelgebiets und des übrigen Litauens

Nummer 256 — Memel, Mittwoch, den 2. November 1938 — 90. Jahrgang

Seit zwölf Jahren:

Der erste Tag ohne Kriegszustand

Alles atmet auf — Seit zwölf Jahren die erste Dampfboot-Nummer ohne Zensur — Freudenkundgebungen in Heydekrug und Prökuls
Ein Fackelzug durch die Stadt

Ein Wendepunkt in der Geschichte des Memellandes

Memel, 1. November.

Unser Memelland erlebt heute einen geschichtlichen Wendepunkt. Der Kriegszustand, der fast zwölf Jahre lang hindurch über unserer Heimat wie ein schwerer Alpdruck lastete und unser politisches und kulturelles Leben besonders in den letzten Jahren zeitweilig fast wie ganz lahmlegte, hat in der Nacht zum heutigen Tage sein Ende gefunden. Von einem schweren Druck befreit, atmen wir alle auf. In Prökuls und in Heydekrug gingen am Mittwochabend spontane Freudenkundgebungen vor sich, in Memel wird heute abend ein Fackelzug durch die Stadt stattfinden, der Kraft Gegeben wird morgen folgen. Wir alle blicken wieder hoffnungsfroh in die Zukunft. Die herrliche Sonne, die nach Tagen trübseligen Wetters heute morgen vom Himmel lachte, war für uns alle wie ein Sinnbild. Die wissen, daß die schwere Zeit der letzten zwölf Jahre niemals mehr wiederkommen wird. Unsere Tage werden nunmehr wieder heller werden, da den großen Memelländervertrag zu erfüllen.

Nach unser kulturelles Leben wurde niedergehalten. Die Memelländischen, fand sehr rege, wurde zeitweilig fast ganz. Zahlreiche Versammlungen wurden aufgelöst oder es wurde ihnen, ebenso wie Theaterstücken, verboten, sich zu betätigen. Theaterstücke, Filme und Bücher ohne Zahl wurden verboten. Bücher und Zeitungen wurden andauernd beschlagnahmt. Maßnahmen, die sich in Memel noch heute abend ein Fackelzug durch die Stadt stattfinden, der Kraft Gegeben wird morgen folgen. Wir alle blicken wieder hoffnungsfroh in die Zukunft. Die herrliche Sonne, die nach Tagen trübseligen Wetters heute morgen vom Himmel lachte, war für uns alle wie ein Sinnbild. Die wissen, daß die schwere Zeit der letzten zwölf Jahre niemals mehr wiederkommen wird. Unsere Tage werden nunmehr wieder heller werden, da den großen Memelländervertrag zu erfüllen.

Nach unser kulturelles Leben wurde niedergehalten. Die Memelländischen, fand sehr rege, wurde zeitweilig fast ganz. Zahlreiche Versammlungen wurden aufgelöst oder es wurde ihnen, ebenso wie Theaterstücken, verboten, sich zu betätigen. Theaterstücke, Filme und Bücher ohne Zahl wurden verboten. Bücher und Zeitungen wurden andauernd beschlagnahmt. Maßnahmen, die sich in Memel noch heute abend ein Fackelzug durch die Stadt stattfinden, der Kraft Gegeben wird morgen folgen. Wir alle blicken wieder hoffnungsfroh in die Zukunft. Die herrliche Sonne, die nach Tagen trübseligen Wetters heute morgen vom Himmel lachte, war für uns alle wie ein Sinnbild. Die wissen, daß die schwere Zeit der letzten zwölf Jahre niemals mehr wiederkommen wird. Unsere Tage werden nunmehr wieder heller werden, da den großen Memelländervertrag zu erfüllen.

Nach unser kulturelles Leben wurde niedergehalten. Die Memelländischen, fand sehr rege, wurde zeitweilig fast ganz. Zahlreiche Versammlungen wurden aufgelöst oder es wurde ihnen, ebenso wie Theaterstücken, verboten, sich zu betätigen. Theaterstücke, Filme und Bücher ohne Zahl wurden verboten. Bücher und Zeitungen wurden andauernd beschlagnahmt. Maßnahmen, die sich in Memel noch heute abend ein Fackelzug durch die Stadt stattfinden, der Kraft Gegeben wird morgen folgen. Wir alle blicken wieder hoffnungsfroh in die Zukunft. Die herrliche Sonne, die nach Tagen trübseligen Wetters heute morgen vom Himmel lachte, war für uns alle wie ein Sinnbild. Die wissen, daß die schwere Zeit der letzten zwölf Jahre niemals mehr wiederkommen wird. Unsere Tage werden nunmehr wieder heller werden, da den großen Memelländervertrag zu erfüllen.

Nummer 257 — Memel, Donnerstag, den 3. November 1938 — 90. Jahrgang

Ein freies Volk im Memelland!

Wir Memeldeutschen verlangen das Recht und nehmen uns das Recht, uns zu der Weltanschauung unseres Volkes zu bekennen!

Der Landtag rechnet mit der Veto-politik des Gouverneurs ab

Die sehr Sitzung, die der 5. Memeländische [illegible] nahm unter [illegible] Zeichen, war sie doch die [illegible] des Landtages nach Auflösung des Kriegszustandes. Wiederum hatte sich eine nach vielen [illegible] Memelländer im Schauspielhaus und in den Straßen des Stadtkerns versammelt, [illegible] der Legislaturperiode dieses Landtags [illegible] ist, heute zusammengetreten [illegible] zu nehmen und uns Rechenschaft abzulegen über die Erfahrungen, die wir in unserer Aufbauarbeit [illegible] mit der Vetopolitik des Gouverneurs gewonnen haben.

Der 5. Memeländische Landtag hat bisher dem Gouverneur 72 Gesetze überlandt. Von diesen 72 Regulierung der Schmelzle,
Gesetz betr. Änderung des Parlamentsbandgesetzes,
Gesetz betr. den Grundstücksfonds,
Gesetz betr. Änderung des Gemeindeordnung,
Gesetz betr. Einführung von Reichsgesetzen,
Gesetz betr. Niederschlagung von Strafverfahren.

Nach den Daten sind die Schicksale dieser Gesetze durchaus verschieden gewesen. Sieben von den [illegible] Gesetzen sind einmal verlegt und danach nicht noch einmal dem Gouverneur vorgelegt worden; fünf davon sind [illegible] verlegt worden, dann aber vom Gouverneur unterzeichnet worden. Auf diese fünf Gesetze komme ich nachher noch einmal ausführlich zurück.

[illegible] verlegt worden ist.

Um die grundsätzlichen Linien der Betrachtungen herauszuarbeiten, möchte ich zunächst noch einmal nachholen, was in dem Bericht der Sonderkommission im Frühjahr d. Js. bereits einmal zusammengefaßt worden ist:

Dann die vom Gouverneur angeführten Beweggründe berechtigt waren, dann würden sich für die Zuständigkeit der memeländischen Behörden und für die Auslegung des Memelstatuts folgende Grundsätze ergeben:

1. Das Memelgebiet ist zwar zuständig für die [illegible] Gesetzgebung, es ist jedoch nicht zuständig für denjenigen Teil der [illegible]

Memels glücklichster Tag

Die Straßen in grün-weiß-rot — 25000 Menschen jubeln — Die erste Massenkundgebung im Stadion — Tausende Fackeln
Dr. Neumann weist den Memeldeutschen ihren Weg

Memel, 2. November.

[illegible] Tage [illegible] Memelland [illegible] Dann [illegible] Memelländer, wie Volksgenossen [illegible] das Memelland [illegible] Hier selbst die Ungewisse Zeit des Kriegszustandes zu bringen hatte — und man wurde durch sie in [illegible] gedrückt —, dann verstehen, wie gewaltig die Befreiung wirkt nach all den quälenden Jahren. Unbegreiflich ist noch fast, daß wir das sagen und schreiben dürfen, daß wir hoffen. Begreiflich, empfinden wir den ganzen Umfang, der für uns darin liegt.

1. November 1938. Der Tag, der in der Geschichte unseres Memellandes wiedergeschrieben bleiben wird. Beginnt mit Freudenschüssen, nachdem [illegible] Verkehr [illegible] Sammelplätze abgesperrt hatte. Viele Häuser sind mit Zeichen [illegible] Freude geschmückt. Da kommen sie auch [illegible] Dörfern, in Autos, auf Rädern, zu Pferde, zu Fuß, und es ist auf den Straßen ein dichtes Flaggen zum festlichen Empfangen. Zum ersten Male gehört uns die Straße!

Im Umzug der Straßenbahn fahren Kolonnen auf, Autos über und Fahrrad-Kolonnen in der Hindenburg-Allee vorbei gefahren, und auch [illegible] anderen Teilen des Gebiets sind Abordnungen erschienen, um mit den Volksgenossen und der Stadt Memel gleichsam Tag zu erleben.

Dann kommt Leben in die Menge am Theaterplatz und am Neuen Markt, die seit langem wieder Fackeln entzünden. Und heute hat man Fackel zu Fackel, bis der große Platz an der Tanzschule, auf dem die Kundgebungen Hunderte von Teilnehmern [illegible] Schon lange leben die Marktplätzen bereit.

Die schallen Kommandorufe, und der Fackelmarsch setzt sich mit klingendem Spiel in Bewegung. Dann folgt der Wald von Fahnen und Bannern. Da kennt der Jubel, da kennt die Begeisterung keine Grenzen mehr. Es ist, als ob das jahrelang gestaute Drang sich irgendwie einen Ausweg verschaffen müßte, als ob wir auf die Straße gehen müssen, um [illegible] Freude [illegible] Die Menge füllt die Straße säumt, aber kein Mal [illegible] Nur der schwere Schritt der Marschierenden hallt über die Plätze. Die Menschen aber stehen und starren und können es nicht fassen. Man sieht nur immer die Gesichter, die auf das Meer der marschierenden Fahnen blicken, denen erst langsam das Begreifen von der großen Gewissheit dieses Tages kommt.

Durch die dunkle Polangenstraße nimmt der Zug seinen Weg. Immer wieder singen Lieder und Rufe. Und dann kommt der Hauptstraße. Erst durch die Zeitung war Brandes wieder der Weg der Begeisterung bekanntgegeben worden. Aber die kurze Zeit hatte genügt, um den Durchlaufenden

Eine Kundgebung wie niemals zuvor ...

Die Nacht der Freude in Heydekrug

Von dem Alpdruck des Kriegszustandes befreit — Zusammenschluß der Sportler — Fackelzug und Freuden-
[illegible]

Dr. Gerhard .Lietz—Memel

"Betrachtungen über die Literatur unserer Heimat"
Memelland

Veröffentlich am 14. Oktober 1938 im
"Der Grenzgarten" Beilage des "Memeler Dampfboots"

Nachdruck sämtlicher Beiträge verboten.

Betrachtungen über die Literatur unserer Heimat

Von Dr. Gerhard Lietz-Memel

Das Thema der vorliegenden Arbeit ist während der Pädagogischen Woche in Memel in einem Vortrag „Heimatliteratur und Schule" behandelt worden. Es galt, das Schrifttum unserer Heimat zu überprüfen und auf seine Eignung für die Schularbeit zu sichten. Daraus ergaben sich von vornherein gewisse Beschränkungen: 1. Für die Besprechung kam hauptsächlich die Schöne Literatur in Frage; wissenschaftliche Werke wurden nur insoweit erwähnt, als sie wirklich von allgemeinem Interesse waren. 2. Nur solche Bücher wurden erwähnt, die im Memelgebiet leicht zu beschaffen — oder überhaupt zu beschaffen sind.

Heimat

Es scheint notwendig, den Begriff Heimat kurz zu umreißen, um Abgrenzungen und Beziehungen festzustellen.

Der Boden formt den Menschen. Diese Erkenntnis der unlösbaren Verbundenheit von Blut und Boden bildet einen wesentlichen Bestandteil unserer Weltanschauung, und es ist unnötig, ihre Richtigkeit heute noch jemandem beweisen zu wollen.

Boden bedeutet, in seinem weitesten Sinne gefaßt, neben der tatsächlichen Bodenbeschaffenheit auch das Gefüge und den Charakter der Landschaft und darüber hinaus auch ihre Geschichte. Auf diesem nur erfühlbaren und nicht zu definierenden Zusammenhang von Mensch und Boden beruht das Heimatgefühl, und die ansaugende Macht des Bodens geht sogar soweit, daß auch der Zuwanderer bei langem Aufenthalt in einer bestimmten Landschaft restlos von ihr erfaßt und mit ihr und ihrem Menschen eins wird.

Unser Wesen hat das Land zwischen Meer, Haff und Memel geformt, und gerade bei uns zeigt es sich deutlich, wie stark die assimilierende Kraft des Bodens ist. Kolonisten hauptsächlich dreier Völker: Deutsche, Litauer und Kuren sind von ihm zu einer Einheit verschmolzen worden, die keine Nahtstelle mehr fühlbar werden läßt. Selbst Sprache und Namen trennen nicht mehr, sondern machen die Uebergänge noch fließender.

Es wäre jedoch falsch, wollte man die Besonderheiten einer Landschaft und des Gautyps, den sie formt, überbetonen und nur das Trennende sehen, wollte man also in unserem Falle unsere memelländische Landschaft mit einem memelländischen Menschen und einer memelländischen Kultur begaben und als etwas völlig Einzelnes hinstellen.

Im absoluten Sinne gibt es beide nicht, sondern entscheidend sind hier die kulturellen Zusammenhänge, ohne die eine Kultur des Memelgebiets, auch im allerbescheidensten Sinne, nicht denkbar ist. Denn zu betrachten sind Probleme dieser Art stets im Rahmen einer durch Rasse, Abstammung und gemeinsames Schicksal gegebenen, größer gefaßten Gemeinsamkeit, die sich offenbart im Bekenntnis zu einem bestimmten Kulturkreis.

Die kulturellen Zusammenhänge sind klar: Sie umfassen das alte Kolonisationsgebiet des Ordens, das Ordensland und spätere Herzogtum Preußen.

Dadurch sind die Grenzen für die Besprechung unserer Heimatliteratur bestimmt. Die engere Heimat — kulturell gesehen — bildet das Memelgebiet, im weiteren Sinne ziehen wir das Schrifttum des nördlichen Teils von Ostpreußen zu Rate, das Siedlungsgebiet der alten Preußen, mit dem landschaftlich und blutmäßig ein engerer Zusammenhang besteht als mit Masuren.

Statt langer theoretischer Erörterungen über die Forderungen, die wir an die Heimatliteratur stellen, wollen wir an praktischen Beispielen zunächst einmal zu erfahren suchen, was das Schrifttum der Heimat uns bietet. Bei der Frage nach typischen Vertretern unseres Heimatschrifttums werden unweigerlich die Namen Ernst Wichert, Hermann Sudermann, Alfred Brust und Ernst Wiechert genannt.

Räumlich am nächsten sind uns Sudermann und Wichert mit ihren Litauischen Geschichten. Die Kenntnis der Geschichte, ob es nun die „Reise nach Tilsit" ist, „Jons und Erime" oder „Ansas und Grita" oder „Die Schwestern" darf man ihrem Inhalt nach voraussetzen. Sie behandeln zum größten Teil den Zusammenstoß von Menschen mit dem Gesetz. Wilddiebe sind es, Trinker, Querulanten, Spekulanten, Prozessierer, und hinter allem eine hemmungslose Sinnlichkeit, welche die Ursache zu weiteren Verfehlungen wird.

Wollen wir die Litauischen Geschichten richtig beurteilen, so müssen wir festzustellen versuchen, von welchem Blickwinkel aus sie geschrieben sind. Schon der Titel verrät es. Litauische Geschichten wollten die Dichter damals erzählen, Geschichten ganz oben aus dem Nordosten, von dem niemand so recht mehr etwas wußte. Merkwürdiges und ganz Besonderes gab es da zu erzählen — und sie erzählten gut. Und aus dem fernen Winkel mit all dem Besonderen griffen sie wiederum das Besondere heraus: Existenzen am Rande des Volkslebens, die zu allen Zeiten natürlich besonders auffallen. Und wir wollen nicht vergessen: Sudermann liebte das Auffallende, das Theatermäßige, und Wichert mußte als Richter oft genug auf solche Außenseitertypen stoßen. Typen waren es schon, aber waren sie typisch? Hier setzt nämlich der Irrtum ein, dem die Dichter zum Teil, die Kritiker restlos zum Opfer fielen. Leute, die nie vorher etwas aus dem „Fernen Osten" gehört hatten, nahmen das alles für typisch, und so waren wir denn ein für allemal abgestempelt und erkannt. Denn was zunächst einmal für typisch litauisch galt, das wurde dann leicht auf den Menschen des Ostens überhaupt bezogen.

Gewiß ruhen manche Charakterzüge, deren Uebersteigerungen wir an diesen Gestalten erleben, sicherlich in dem Menschen unserer Landschaft (Hartnäckigkeit, Trotz, Rechtsgefühl, das leicht zu Rechthaberei wird usw.). Aber ihre stete Verzerrung ins Verbrecherische macht sie für uns als Gemeinschaft untragbar.

Noch etwas anderes kommt dazu: Die kulturelle und soziologische Schichtung hat sich seit dem Erscheinen der beiden Werke dermaßen grundlegend verändert, daß sich kein Memelländer mehr in diesen Geschichten und Bildern wiedererkennt. Gegensätze, wie sie die beiden Dichter schildern, gibt es heute nicht mehr.

Sind die Werke also schlecht? Durchaus nicht. Sie sind gut gekonnt in ihrer Charakterzeichnung und in der Schilderung der Landschaft; man kann ihnen nichts anderes vorwerfen, als daß sie im ganzen nicht mehr stimmen. Sie sind nicht mehr zeitgemäß, zeitgemäß nicht in dem platten Sinne von Modernität, sondern das Leben, die Geschichte hat sie überholt. Es war einmal, müssen sie überschrieben werden. Niemand darf sich mehr auf sie berufen, wenn er etwas Kennzeichnendes über unser Volkstum, wie es augenblicklich ist, aussagen will.

Ernst Wiechert hat — um nur einige seiner Werke in die Erinnerung zurückzurufen — folgende bekanntere Romane und Novellen geschrieben: „Die Flucht", „Die blauen Schwingen", „Der Wald", „Der Knecht Gottes Andreas Nyland", „Die Magd des Jürgen Doskocil", „Der Schnitter im Mond", „Die Hirtennovelle".

Flucht und Wald scheinen mir die beiden Leitworte für Wiecherts Schaffen und für sein Wesen überhaupt zu sein. Zwischen den Menschen Wiecherts und ihrer Umwelt klafft ein Riß, und so sehr Wiechert sich im Laufe seiner Entwickelung bemüht, ihn zu überbrücken, so hat man doch fast stets den Eindruck, als schlössen im besten Falle Individuum und Gemeinschaft einen Waffenstillstand, aber nicht einen Frieden.

Wie kommt es zu dem Zwiespalt? Die Helden Wiecherts geben die Schuld der Gemeinschaft. Hohlheit, Aufgeblasenheit, Verderbtheit, Trotz, kurz Dummheit und Gemeinheit aller Art sind die Eigenschaften dieser Welt. Schuld daran ist nach Wiechert der ganze Zivilisationsbetrieb — die Rationalisierung und Mechanisierung —, aus dem es nur eine Rettung gibt: die Natur, bei Wiechert den Wald.

Dieser durchaus gesunde Grundgedanke wird bei Wiechert aber dermaßen überspitzt, daß aus der uns so vertrauten und zeitnahen Idee des Verwurzeltseins mit der Natur nicht nur etwas Zivilisationsfeindliches, sondern etwas Kulturfeindliches wird.

Am deutlichsten wird das in der Novelle „Heinrich der Städtegründer". Eine ungeheure Schuld hat Heinrich I. durch seine Städtegründungen auf sich geladen. Alle Schrecknisse, alle Verkommenheiten der Großstädte werden ihm vor Augen geführt, bis er — völlig gebrochen — nur noch in der Verheißung Gottes Trost findet, daß ein Städtezerstörer den Fluch lösen werde. Eine solche Verneinung alles dessen, was Menschen in langer Geschichte aufgebaut haben, müssen wir aufs strengste ablehnen, wenn wir uns nicht selbst das Verdammungsurteil sprechen wollen.

Die Schuld an dem Riß zwischen Individuum und Gemeinschaft dürfen wir also nicht in der Kultur suchen und auch nicht in der Gemeinschaft, welche die Kultur gestaltet, sondern wir werden sie in dem Wiechert'schen Menschen selbst finden müssen.

Sie sind, trotz ihres Bessermachenwollens und Helfenwollens, zu sehr in sich selbst befangen. Sie scheitern nicht an der Umwelt, sondern an ihrem — oft sehr tief versteckten — Individualismus. Sie scheitern daran, daß sie sich ein völlig einseitiges Bild von der Welt formen und es nicht verstehen können, daß die Umwelt dieses Bild nicht anerkennen will.

Wenn man ästhetisch genießend an Wiecherts Werk herantritt, bleibt eine Menge Rühmenswertes zu sagen. Die wahrhaft tiefe und echte Liebe zum Walde gibt Wiechert wunderbar stimmungsvolle und innige Worte zu seinem Lobe ein. Ethisch aber hinterlassen fast alle seine Werke ein zwiespältiges Gefühl, eine Leere, ein Unbefriedigtsein. Denn sie treffen die Probleme nicht im Kern, sie berühren sie nur am Rande.

Ist der Mensch unserer Landschaft so, wie Wiechert ihn schildert? Was kann er die Gemeinschaft lehren?

Noch schwerer, noch verstrickter sind die Menschen Alfred Brusts. Bei ihnen liegt der Zwiespalt nicht in dem Konflikt zwischen Individuum und Gemeinschaft, sondern in ihnen selbst streiten himmlische und höllische Mächte. Haltlose Triebhaftigkeit und asketische Frömmigkeit stehen sich übergangslos gegenüber, und bald wird die Sinnenhaftigkeit als böse und unterweltlich bekämpft, bald wird sie merkwürdig mystisch geheiligt. In ewigen Pubertätsqualen schwanken seine Menschen, haltlos, ohne kosmisches Gleichgewicht.

Auch eine Begründung gibt Brust für diese labile Seelenhaltung des Menschen unserer Landschaft: Bastarde sind sie von „Litauern, Polen, Russen, Juden, Deutschen und anderen Stämmen." Auch Schweizer, Letten, Kuren und Zigeuner haben bei der „Quirlung des Blutes" mitgeholfen. Es ist kein Wunder, daß „die Artung des ostpreußischen Menschen", seiner Herkunft gemäß, nahezu undefinierbar ist. „Sich selber ist er das größte Rätsel. Rätselhaft ist ihm sein Tun. Bis an das Ende der Mannheit ist er charakterlos . . ."

Niemand ist nunmehr erstaunt, wenn er erfährt, daß der Mensch, der all diese Quirlung des Blutes erfolgreich überstanden hat, seine Erlösung im chassidischen Judentum findet, wie Graf Sauß Dagda in der „Verlorenen Erde".

Und um die Menschen herum spukt es von Geistern und Halbgeistern, Wirklichkeit und Jenseits gehen ineinander auf. Wenn es noch gestaltet wäre, aber auch hier nur Quirlung der Gefühle!

Doch steigen wir wieder aus den Abgründen unserer Seele ans Licht. Aus den Abgründen unserer Seele? Nein, Gott sei Dank, das ist ja garnicht unsere Seele!

Wieder stellen wir die Frage: Welche — und seien es auch nur ganz versteckte — Werte können die Brustschen Menschen einer Kulturgemeinschaft bieten?

Die vier Dichter sind, wie gesagt, anstelle einer theoretischen Erörterung über Wesen und Ziele unserer Heimatliteratur besprochen worden, um eine Grundlage für ihre Beurteilung und Wertung zu bekommen. Fassen wir zusammen: es hat eine Zeit gegeben, in der es ein Zeichen von Bildung war, Dinge, die schlechterdings unverständlich waren, durch psychologische Feinfühligkeit zu „erlasten", zu „erspüren", um so dann sozusagen seine eigene Bildung ästhetisch zu genießen. Der Marschtritt einer neuen Zeit hat das Geschnäckleriertum hinweggefegt. Wir brauchen uns daher heute nicht mehr zu schämen, wenn wir das Einfache, Gerade betonen, wenn wir das Ethos bei allem und jedem an die erste Stelle rücken.

Bei der Beurteilung unseres Schrifttums wird — wenn wir so verfahren — manches über Bord geworfen werden müssen, was unseren Forderungen nach Haltung, Lebenswirklichkeit, Zeitnähe und Wesenhaftigkeit nicht entspricht.

Ein Ueberblick über die wesentlichsten Schöpfungen unseres Schrifttums läßt sich nach den Gesichtspunkten Geschichte — Sage und Landschaft — Mensch am einfachsten ordnen.

Eine immer größere Bedeutung bekommt von Jahr zu Jahr die Vorgeschichte. Sie ist nicht mehr wie früher Privatliebhaberei zerstreuter Professoren und anderer komischer Käuze. Sie wirkt heute — wenn wir nur die rassekundlichen Erkenntnisse herausgreifen — denkbar bestimmend in die Breite und hat umwälzend unsere gesamte Geschichtsauffassung beeinflußt.

Vielleicht allzuwenig bekannt ist es, daß auch unsere engste Heimatlandschaft die Wissenschaft des Spatens außerordentlich beschäftigt, daß wir auf umstrittenstem und interessantestem Boden leben. In gemeinverständlicher Form bietet Carl Engel in seinem Buch „Die Kultur des Memellandes in vorgeschichtlicher Zeit" eine Menge wertvoller Anregungen. Heimat verpflichtet. Auch die genaue Kenntnis der Geschichte der Heimat gehört zu solcher Verpflichtung.

Kaum erwähnt zu werden brauchen wohl die Werke Sembritzkis: „Die Geschichte der See- und Handelsstadt Memel" und „Die Geschichte des Kreises Memel". Trotz mancher Irrtümer, die von neuen Forschungen heute berichtigt sind, bildet sein Werk bei uns immer noch die Grundlage jedes geschichtlichen Wissens um unsere Heimat. Eine wertvolle Ergänzung hat Schwarzien in seinen „Kulturbildern aus dem memelländischen Juragebiet" geschaffen.

Merkwürdig wenig hat unsere Heimatliteratur an geschichtlichen Darstellungen aufzuweisen. Nur drei Perioden haben ihre Gestaltung erfahren: Die Ordenszeit, die Zeit der Befreiungskriege und die Russenzeit.

Die Blütezeit des Ordens behandelt Wichert in seinem „Heinrich von Plauen". Moderner und unter weiteren Gesichtspunkten ist Harichs „Witowd und Jagiello" gesehen, ein Bruchstück allerdings nur einer geplanten Romantrilogie. Die Ordenszeit unmittelbar kommt zu Wort in der von Plenzat getroffenen Auswahl aus der Chronik des Nikolaus von Jeroschin: „Abenteuer, Novellen und Schwänke".

Tiefste und tiefste Formung hat jene Zeit aber bei Agnes Miegel gefunden, der größten Dichterin unserer Landschaft. Ihre Balladen und „Geschichten aus Alt-Preußen" sind keine leichte Lektüre. Es braust durch sie, zumal durch „Die Fahrt der sieben Ordensbrüder", der starke Sturm der alt-isländischen Sagas, aber nach der schwülen und erregenden Föhnluft Brusts wirkt er befreiend und reinigend. Die düstere, fremdartige Kultur des untergehenden Pruzzenvolkes schildert sie im Kampf mit dem Rittertum. Doch es ist ein ritterlicher Kampf und ein heroisches Untergehen. Und aus jenem Ringen erwächst dann die schöpferische neue Welt des Ordens, dessen Wirken eine Kulturtat ersten Ranges war. Es ist nach soviel falschen Darstellungen (auch bei Brust z. B.) unbedingt notwendig, das besonders zu betonen.

Aber auch der Assimilationsprozeß zwischen neuen und alten Siedlern wird gestaltet. Keine Bastardisierung ist die Folge der Blutmischung von bestem deutschen, preußischen und litauischen Siedlerblut, sondern eine Rasse, die ihren Wert schon einzig durch das Wort Preußentum beweist, das sie der Welt geschenkt hat. Seine mythische Ueberhöhung hat dieser Vorgang in der Sage von der „Schönen Malone" gefunden. Segnend walten die alten Naturgötter auch über dem neuen Geschlecht; denn über allen Verschiedenheiten steht versöhnend und einigend die gemeinsame Liebe zum mütterlichen Boden.

Keins der doch wahrhaftig bedeutenden Ereignisse aus den folgenden Jahrhunderten ist dichterisch behandelt worden. Das Herzogtum Preußen löst den Ordensstaat ab, es wird polnisches Leben, wird souveräner Besitz der Brandenburger, der Dreißigjährige Krieg entbrennt, die Schweden kommen bis zur Memel, die Kurfürsten von Brandenburg werden preußische Könige, die Russen fallen in Ostpreußen ein: aber die Dichter schweigen.

Dann erzählt — ganz vereinzelt — Wichert von der Salzburger-Einwanderung in „Resi, die Salzburgerin".

Erst aus der Zeit der Befreiungskriege wird die Literatur dann wieder zahlreicher: Brandstätter „Morgendämmerung", Hoffmann „Landsturm", Sudermann „Der Katzensteg". Aus der Großen Zeit Memels als Residenzstadt gibt es nichts an Schrifttum größeren Umfanges.

Auch die Russenzeit mit all dem Leiden und stillen Heldentum der Bevölkerung hat nur in einigen Gedichten von A. Harder und Frida Jung u. a. und einigen kleinen Geschichten z. B. von G. Papendick ihren Niederschlag gefunden. Ein größeres Werk, das diesen Stoff innerhalb unserer Landschaft erschöpfend behandelt, ist mir nicht bekannt. Die umfangreichste — wenn auch dichterisch nicht gestaltete — Sammlung wenigstens der äußeren Ereignisse sind die „Erlebnisse ostpreußischer Lehrer in der Kriegs- und Russenzeit".

Untermalt und begleitet wird die Geschichte von der geschichtlichen Sage, in der sich dem Volke besonders eindrucksvolle Ereignisse widerspiegeln. Allerdings muß vor einer Ueberschätzung gerade dieses Sagengutes gewarnt werden. Wie Plenzat nachweist, ist die geschichtliche Sage gelehrtes Gut, das aus Chroniken oder anderen der jeweiligen Zeit nahen Ueberlieferung entstammt. Die geschichtliche Sage ist also nicht im Volke entstanden, sondern von ihm übernommen worden. Besonders wichtig ist diese Feststellung dort, wo man aus geschichtlichen Sagen geschichtliche Zusammenhänge zu rekonstruieren versucht.

Was wir z. B. über das Leben, über die Gottesdienste der Preußen oder Litauer erfahren, kann sehr leicht aus der Feder heidenfeindlicher Priester stammen. Umgekehrt sind die Sagen von Untaten des Ordens zweifellos Greuelpropaganda ordensfeindlicher Kreise. Eine äußerst vorsichtige Auswahl ist hier notwendig.

Landschaft und Mensch

Von Menschen in seinem Schicksal während einer wechselvollen Geschichte kommen wir nun zur Betrachtung der Landschaft und des Menschen, wie sie sich augenblicklich unsern Augen darbieten.

Eine lückenlose Darstellung des Schrifttums über das Memelgebiet haben wir in dem Buch von Naujok „Das Memelland in seiner Dichtung". In ungeheurer Kleinarbeit hat Naujok aus dem reichen Material ein Werk geschaffen, das im Spiegelbilde uns Land und Leben schauen läßt, gesehen durch die Augen unserer Dichter. Besonders das Wesen unserer Landschaften bringt er uns mit einer Beschwingtheit nahe, wie sie nur eine eigene große Kenntnis des Gebiets und ein tiefes Naturerleben möglich macht.

Wenn wir das Schrifttum unserer Heimat wertend betrachten wollen, so ergibt sich aus dem Wesen der Landschaft die Einteilung Nehrung — Memelstrom — Memel — weiterer Kreis.

Auf zweifache Weise kann man in der Dichtung das Wesen einer Landschaft erschließen, entweder durch das unmittelbare Erlebnis der Natur oder durch ihre Wirkung auf den Menschen, den sie geformt hat.

Nehrung. Beide Arten weist das reiche Schrifttum der Kurischen Nehrung auf. Erwähnt seien aus der Gattung des unmittelbaren Naturerlebens nur die drei besten Namen: der weltbekannte Vogelprofessor Thienemann, der ausgezeichnete Elchkenner Kakies und der Prophet der Kurischen Nehrung Kudnig. Alle drei haben mit ihren Werken Heimatdichtung im besten Sinne geschaffen; denn ihre Dichtungen gehören zum Allgemeingut ihrer Landschaft. Zu ihnen gesellt sich, um es gleich vorweg zu nehmen, der treue Chronist der Nehrung, Henry Fuchs, dessen umfassende Sammlungen leider noch nicht in Buchform veröffentlicht sind.

Allerhand Mühe und Arbeit steckt in diesen Büchern, und viel Liebe und viel Erfahrung — das Können ist immer Voraussetzung. Daß aber alles dies zusammenkommen muß, um etwas Gutes zustande zu bringen, leuchtet nicht jedermann ein. Seit Jahren ist es — wie wir alle wissen — den Badegästen eine liebe Gewohnheit geworden, uns mit Nehrungsbüchern zu beschenken, und zwar von der Art, die uns die Landschaft und den Menschen in ihrer Schicksalsverbundenheit, in Liebe und Haß darstellen will. Eine Sommersaison kurz studieren sie unsere Nehrung und unsere Fischer. Und dann müssen sie herhalten, die Nehrung und die Fischer. Und dann stehen sie vor uns, die Nehrung und die Fischer. Aber wir schauen sie an und erkennen sie nicht wieder.

Bücher dieser Art sind z. B. „Fischer Rehse" von Willutzky, „Imke am Haff" von W. Friesen und die „Fischerfrau von der Nehrung" von S. Volkmar.

Man könnte schweigen, wenn das Einzelerscheinungen wären, aber die Flut wächst dermaßen bedrohlich, daß es an der Zeit erscheint, gegen diese Hochkonjunktur einmal sackstiefgrob zu werden.

Erleichtert atmen wir auf, wenn wir wirkliche Werte erkennen bei Buchholtz („Dorf unter der Düne"), H. Müller („Im Dünenbogen") und R. Goede („Nehrungsleute").

Memelstrom. Naujok stellt schon fest, daß der Memelstrom „keine dichterische Gestaltung gefunden" hat, „die seiner schöpferischen Kraft angemessen wäre". So sind denn als unmittelbare Erlebnisbilder nur die Gedichte Tielos („Klänge aus Litauen") zu nennen, die den Strom in impressionistischen Bildern zu erfassen versuchen.

Reich ist die Literatur, die sich mit dem Menschen der Niederung beschäftigt. Aber auch dabei verspüren wir selten etwas von der gestaltenden Kraft des Stroms, obwohl wir bei Sudermann, Wichert und Clara Ratzka eine Menge ausgezeichneter Stromschilderungen finden. Solche guten Beobachter im einzelnen — auch der Charaktere, die Zug um Zug psychologisch verständlich sind — helfen uns bei der Bewertung der Dichtungen als Ganzheiten über eins hinweg: wie unter einem Fluch scheinen — nach der Schilderung von Sudermann, Wichert und Clara Ratzka — Brandstiftung, Kindestötung, Giftmord, Wilddieberei und andere Verbrechen und Vergehen mit dem Leben in unserer Stromlandschaft verknüpft zu sein. Die Dichter vermitteln also, als Ganzes gesehen, ein vollkommen falsches Bild dieses Menschenschlages. Es ist durchaus nicht notwendig, die Menschen als problem- und schuldlos zu schildern, notwendig aber ist für jede Dichtung, die Heimatdichtung sein soll, daß sie die Menschen in ihrer typischen Wesenhaftigkeit erfaßt. Wollten wir dieses Bild anerkennen, so müßten es sich z. B. die Rheinländer gefallen lassen, als ewig singende, trinkende, leichtsinnige, festefeiernde Menschen dargestellt zu werden.

Gerechter wird dem Menschen der Niederung G. Papendick in „Deine Söhne, Land im Osten".

Memel. Kehren wir, ehe wir unsern Blick über das Stromgebiet richten, in unsere Heimatstadt zurück. Eine ganze Reihe Erzählungen und Romane spielen in ihren Straßen. Aber das ist es ja gerade: sie spielen nur hier, die Stadt ist nur eine zufällige Kulisse, die ebensogut durch eine andere ersetzt werden könnte. Memeler Luft weht in keiner der Dichtungen etwa von Mensch („Der Fremde") oder selbst Hilgenstein („Die beiden Hartungs"). Echter sind da schon die anspruchslosen Gedichte Thimms.

Erwähnenswert sind die „Lebenserinnerungen eines alten Handwerkers aus Memel" von Rhesener und der stark biographische Roman Reickes „Der eigene Ton", die wirklich einen anschaulichen Eindruck aus dem alten Memel vermitteln.

Weiterer Kreis. Wenn wir Umschau halten nach einer wesenhaften Gestaltung unserer Landschaft und ihres Menschen in letzter Allgemeingültigkeit, so müssen wir sie schon in dem weiteren Kreise unserer Heimatlandschaft suchen, bei Agnes Miegel. Auch in dieser Tatsache erkennen wir wieder die Verbundenheit des kleinen Kreises mit dem großen, die über allen in Sonderbildungen steht und ihnen dennoch gerecht wird.

Nur gering an Umfang ist das Werk der Dichterin, aber alles ist darin enthalten: Härte und Innigkeit, Bodenständigkeit und Weite. Landschaft und Mensch finden bei ihr vorbildhafte Formung, daß sich keins des anderen zu schämen braucht. Nicht als gefühlszerrissene Schwärmer schildert sie ihre Menschen, sondern als natürliche, gerade Gestalten, denen die mütterliche Landschaft Ruhe und Besinnung schenkt, in deren Schoß sie wieder einkehren, wenn unsagbares Leid („Die Frauen von Nidden") sie an Gott und der Welt verzweifeln läßt.

Dieselbe hohe Verantwortlichkeit spricht, um nur die wichtigsten neueren Dichter zu nennen, aus dem Werk von Graf Finkenstein („Fünfkirchen") und G. Papendick.

Eine Aufgabe für sich wäre es, auch nur die allerwichtigsten Schöpfungen der Volkkunst, Sagen und Märchen und die unglaublich reichhaltige Dichtung in der niederdeutschen Mundart zu behandeln. Nur ein paar Namen: Ziesemer („Die ostpreußischen Mundarten"), Plenzat („Ostpreußenspiegel"), E. v. Olfers-Batocki („To Huus ist to Huus"), Née („Op' Land biem Buur") und aus unserer Gegend Schwarzien („Sagen, Märchen und Schwänke").

Die Erziehung zur starken Bodenständigkeit stellt auch die Heimatliteratur vor ganz neue Aufgaben. Kein sentimentales Schwelgen in Heimatgefühl kann ihre Aufgabe sein, aber auch nicht die Schilderung von Geschehnissen am Rande der Gemeinschaft. Heimat ist Pflicht, muß als Motto über alle Schöpfungen geschrieben sein, die dieser Forderung gerecht werden wollen. Darin ist alles beschlossen, was das Heimatschrifttum zu einem bedeutenden Kulturfaktor macht: Haltung, Echtheit, Zeitnähe und Wesenhaftigkeit. Nur so kann die Heimatliteratur auch über die engen Grenzen des Kirchspielinteresses hinauswachsen und Brücken gegenseitigen Verstehens schlagen innerhalb unserer großen Kulturgemeinschaft.

is

Umgeben
von meinen Büchern
von meinen Bildern
und von der Beute meiner Reisen durch die Welt
schaue ich rückwärts.

Die alte Herde der Erinnerungen
käut genussvoll die Jahre wieder.
Damals
tollten und taumelten die jungen Erlebnisse
noch in die blauen Horizonte

Aus "Regenbogenspiele"
von Gerhard Lietz

Memeldeutsche Sänger begeistern Königsberg

Ueberall jubelnd begrüßt — „Das tapfere Aushalten der Memeldeutschen belohnt" — Das Memellied — Morgenfeier im Neuen Schauspielhaus —

Königsberg, 29. Januar.

Der Besuch des Arbeiter-Gesangvereins in Königsberg am Sonnabend und Sonntag wurde für die Bevölkerung der Gauhauptstadt zu einem unvergeßlichen Erlebnis, das durch den Rundfunk auch zahlreichen Volksgenossen in der Provinz übermittelt wurde. Die Stürme der Begeisterung, die den memeldeutschen Sängern immer wieder entgegenbrausten, galten einmal den wirklich hervorragenden Leistungen dieses vielleicht besten Männerchors des deutschen Ostens. Nicht zuletzt aber war diese Begeisterung auch ein Ausdruck des Dankes für die Treue, mit der die memeldeutschen Arbeitersänger sich als Träger deutschen Kulturwillens in vorderster Front des Memeldeutschtums in den langen Jahren der Unterdrückung behauptet haben. Es war ein symbolischer Abschluß des sechsten Jahres der nationalsozialistischen Revolution, daß am Tage vor dem 30. Januar nach zwanzigjähriger künstlicher Abschnürung zum ersten Mal memeldeutsche Arbeitersänger die Reichsgrenze überschreiten konnten.

So war es selbstverständlich, daß den Memeldeutschen schon an der Grenze bei Tilsit ein überaus herzlicher Empfang bereitet wurde. Vertreter der Partei entboten ihnen den ersten Gruß, und die Tilsiter Sängerbünde hießen sie mit deutschen Liedern willkommen. Als die 200 memeldeutschen Arbeitersänger unter Führung ihres Vorsitzenden Surau und ihres Dirigenten Greulich in Königsberg eintrafen, bereitete ihnen die Königsberger Bevölkerung einen begeisterten Empfang von spontaner Herzlichkeit. Tausende von Volksgenossen, die sich vor dem Hauptbahnhof versammelt hatten, brachen in stürmische Heilrufe aus, als die Memeldeutschen unter den Klängen einer SA-Kapelle unter Vorantragung ihres Banners in strammem Tritt aus der Bahnhofshalle marschierten.

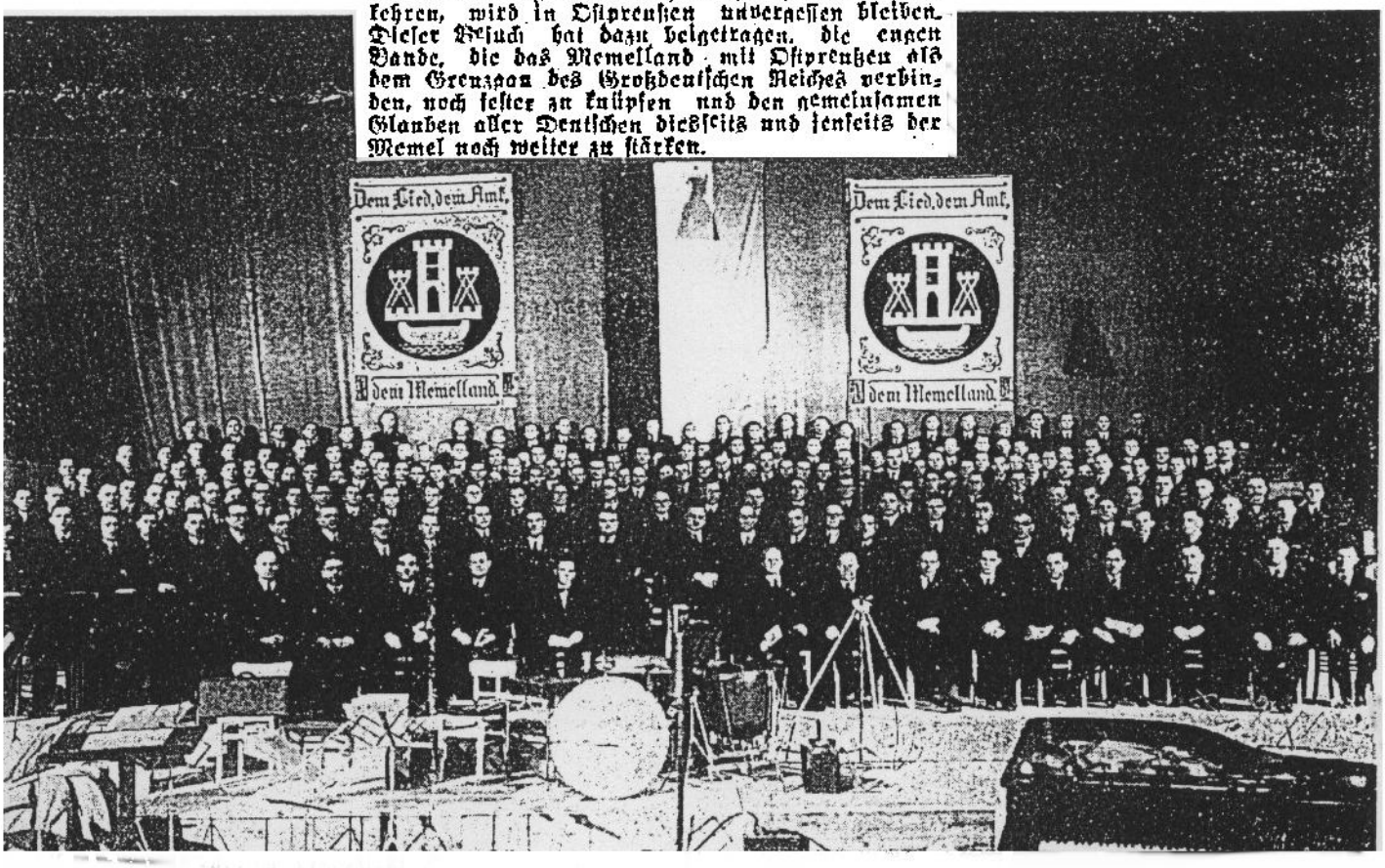
Die memeldeutschen Sänger waren dann zum Mittagessen Gäste der Stadt Königsberg. Hierbei wurden sie namens des Oberbürgermeisters von Stadtschulrat Dr. Ulrich mit herzlichen Worten begrüßt. Dr. Ulrich betonte, daß man in Ostpreußen zu jeder Stunde die Not der Memeldeutschen mitgefühlt habe. Endlich sei das tapfere Aushalten der Memeldeutschen belohnt worden. Die Menschen, die man viele Jahre lang künstlich getrennt habe, könnten nun wieder zusammenkommen. Als Großdeutschland entstanden sei, das jeden Volksgenossen in der Welt zu schützen wisse, sei auch im Memelland die Verfolgungswelle zusammengebrochen. Dr. Ulrich hob das Glas auf Dr. Neumann und seine memeldeutsche Bewegung. Im Namen der Memeldeutschen antwortete der Vorsitzende des A. G. V. Surau mit einem flammenden Bekenntnis zur großen Gemeinschaft der Deutschen, zu der auch die Memeldeutschen gehörten. Die Tage in Königsberg würden dazu beitragen, daß die Gewißheit, die alle Memeldeutschen im Herzen tragen, zur Wahrheit wird. Herr Surau schloß mit einem Heil auf den Führer aller Deutschen.

Abends wirkte der Memeler Arbeiter-Gesang-Verein in einer

großen Veranstaltung im größten Saal Königsbergs, der K. d. F.-Halle

mit, an der Tausende von Volksgenossen teilnahmen. Die memeldeutschen Sänger wurden auch hier mit wahren Stürmen der Begeisterung begrüßt, die sich nach ihren ausgezeichneten Darbietungen immer von neuem wiederholten. Die Begeisterung kannte keine Grenzen, als die memeldeutschen Sänger, die ja ihre Bekenntnistreue durch die Tat bewiesen haben, das Memellied anstimmten und es kraftvoll durch die Halle drang: „Das ist mein Heimatland, heißgeliebtes Memelland, dir bleib ich immer treu, wo ich auch sei." Da die Veranstaltung auf den Reichssender Königsberg übertragen wurde, konnte man bei dieser Gelegenheit erstmalig die Memeldeutschen im Großdeutschen Rundfunk hören.

Der Besuch der memeldeutschen Arbeitersänger, die am Montag nachmittag in ihre Heimat zurückkehren, wird in Ostpreußen unvergessen bleiben. Dieser Besuch hat dazu beigetragen, die engen Bande, die das Memelland mit Ostpreußen als dem Grenzgau des Großdeutschen Reiches verbinden, noch fester zu knüpfen und den gemeinsamen Glauben aller Deutschen diesseits und jenseits der Memel noch weiter zu stärken.



Einzelnummer 30 Cent

Memeler Dampfboot

Führende Tageszeitung des Memelgebiets und Litauens

Nummer 64 | Memel, Donnerstag, den 16. März 1939 | 91. Jahrgang

Eine Erklärung unseres memeldeutschen Führers:

Die augenblickliche Zeit erfordert schnelle Entscheidungen!

Die Abgeordneten der Memeldeutschen Liste von Dr. Neumann nach Memel berufen — Eine Sitzung der Abgeordneten und der Mitglieder des Direktoriums — Die Anwesenden stellen sich geschlossen hinter die Erklärung unseres memeldeutschen Führers

„Wir werden das Gesetz schaffen, das uns auf Grund von Recht, Tradition und Blut zukommt!" — „Ich glaube, berechtigt zu sein, auch allein im Auftrag von 87 Prozent der Bevölkerung des Memelgebiets alle erforderlichen Schritte und Handlungen unternehmen zu können!"

Unser Königsberger Sender in Memel

Ein eindrucksvolles, herrliches Konzert des Großen Orchesters des Reichssenders Königsberg und der beiden Solisten

Memel, 15. März.

Unser Sender hat uns zum ersten Mal besucht. Denn der Königsberger Sender ist unser Sender, und zwar nicht nur, weil er uns von den deutschen Sendern räumlich am nächsten liegt und daher auch von den Volksgenossen empfangen werden kann, die nur einfache Rundfunkgeräte besitzen, sondern weil er der deutsche Sender ist, der sich mit unserer politischen und kulturellen Lage naturgemäß am meisten beschäftigt und uns in den schweren Jahren des Kampfes seelische Stärkung gegeben hat. Angehörige dieses Senders bei uns zu begrüßen, war für uns allein schon eine große Freude.

Mit diesem Besuch wurde uns zugleich ein großer Kunstgenuß vermittelt, wie wir ihn in dieser Form in den Nachkriegsjahren nur sehr selten erlebt haben. Es war eine Feierstunde, für die alle, die sie gehört haben, aus vollem Herzen danken.

Aller guten Dinge sind drei: der Besuch und das Konzert standen im Zeichen unseres Winterhilfswerkes. Die Gäste haben die großen Strapazen, die mit solch einer Reise nun einmal verbunden sind, auf sich genommen, sie haben sogar die Kosten der Reise selbst bestritten, nur damit der Gesamtertrag des Konzertes möglichst wenig geschmälert wird.

Daß dieses alles, die künstlerischen Darbietungen und der Dienst an der deutschen Volksgemeinschaft, vom Memeldeutschtum richtig gewürdigt wurde, bewies der ausverkaufte Große Saal des Schützenhauses, in den ja auch jetzt der große Vorsaal einbezogen ist. Weit mehr als tausend Menschen waren es, die den künstlerischen Darbietungen lauschten und immer wieder begeisterten Beifall spendeten.

Die Begrüßung

Das Konzert begann mit einer kleinen Verspätung, die im Zusammenhang mit der Vorbereitung der Uebertragung des Konzertes auf Wachsplatten stand. Kurz vor Beginn des Konzertes sprach der Ansager des Königsberger Reichssenders, Herr Stein, einige Worte der Begrüßung an die erschienenen memeldeutschen Volksgenossen. Die Mitglieder des Reichssenders freuten sich, in Memel ein Konzert geben zu können, wie es in dieser Form außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches noch nicht vorgekommen sei.

Dann begrüßte der Leiter des Amtes für Fest- und Feiergestaltung im Memeldeutschen Kulturverband

Dr. Lietz

die Gäste aus dem Reich. Er führte aus:

Meine Volksgenossen! Im Auftrage von Dr. Neumann, der heute am Erscheinen verhindert ist, begrüße ich hier das Große Orchester des Reichssenders Königsberg unter seinem Ersten Kapellmeister Wolfgang Brückner, die Solisten des Abends Berta Stetzler und Hanns Heinz Nissen vom Deutschen Opernhaus in Berlin und mit ganz besonderer Freude einen guten Bekannten von uns allen, den Intendanten des Reichssenders Königsberg Dr. Lau.

Wir haben ja schon immer ein ganz besonderes Verhältnis zum Reichssender Königsberg gehabt, als dem uns am nächsten liegenden großen deutschen Reichssender, und ich kann wirklich sagen: Wir kennen alle Namen, und wir kennen die Stimme des Sprechers, und wir kennen den ganzen Betrieb des Senders aus Hunderten von Sendungen, die wir gehört haben.

Eine ganz besondere Freude war es uns ja immer, wenn der Reichssender Königsberg als Mitarbeiter des großen Deutschen Winterhilfswerkes uns die Wünsche unserer deutschen Brüder jenseits der Grenzen übertrug, denn diese Wünsche waren ja auch unsere Wünsche, nur daß wir sie nicht aussprechen durften. Dabei spürten wir im Innersten die Verbundenheit mit unseren Brüdern, und wir wußten: Das Reich ist größer, als es in den Grenzen steht!

Daß uns nun das Große Orchester des Reichssenders persönlich bekannt wird, ist mit ein Zeichen dafür, wie sehr sich die Verhältnisse bei uns seit dem 1. November gewandelt haben, und ich brauche nicht auszudrücken, wie sehr wir uns freuen; Sie werden es unseren Gesichtern ansehen.

Dann trat, von sehr starkem Beifall begrüßt, der Intendant des Reichssenders Königsberg, Dr. Lau auf die Bühne. Er führte aus:

Erich Lapins:

"Erlebnisse und Erinnerungen"

Die Übernahme des Senders Jacken

1. Teil Seite 169-171

Ferner teilte er der Bevölkerung mit, daß von nun an der Sender Jacken in deutscher Sprache senden und Bekanntmachungen laufend veröffentlichen werde. Soweit der Sender noch Veröffentlichungen in litauischer Sprache für die Litauer bringe, geschähe es in seinem Einverständnis.

Als den Verantwortlichen für den Sender Jacken beauftragte Böttcher unseren gemeinsamen Zuchthauskameraden Dr. Gerhard Lietz. Dieser wurde, da er telefonisch zu Hause nicht zu erreichen war, von einem Lautsprecherwagen der Polizei in den Straßen aufgerufen, sofort zum Landesdirektorium zu kommen. Ihm wurden vom Ordnungsdienst für die Erledigung seiner Aufgabe einige Männer als Helfer zugeteilt. Über seine kurze Tätigkeit als Leiter des Senders Jacken möchte ich aus seinen Aufzeichnungen einige Passagen mit seiner Einwilligung zitieren.

"Was es mit dem Sender auf sich hatte und wie er funktionierte, wußte ich nicht. Auf einer Anhöhe bei Jacken, etwa 4 Kilometer östlich der Stadt, stand der Sendemast. Das war alles, was ich wußte. Daß der Sendebetrieb vom Postamt aus erfolgte, erfuhr ich erst jetzt.
Im Postamt waren die litauischen Techniker noch da...
Das Sendezimmer befand sich über dem Eingang des Postamts.
Mein Wirkungsbereich war ein Schreibtisch, auf dem ein Mikrofon stand, das ich ein- und abstellen lernte...
Nun kam der große Augenblick! Aber wie sollte ich die Sendung ansagen? "Reichssender Memel" kam mir ein bißchen zu anspruchsvoll vor. Dann fiel mir die Lösung ein.
Ich schaltete auf Sendung und sagte: "Achtung, Achtung, hier ist der deutsche Sender Memel."
Das war für mich ein großer Augenblick. Ich werde ihn nie vergessen...

Ich gab nun die Anordnungen und Bekanntmachungen des Landesdirektoriums durch, es waren Ordnungsmaßnahmen und Aufrufe an die Memelländer, unsere Befreiung würdig zu begehen und Litauer und litauisches Eigentum unbehelligt zu lassen.
Aber diese Durchsagen konnte ich ja nicht ständig wiederholen.
Darum beschloß ich, mein Programm ein bißchen zu erweitern.
Ich schickte die findigen Ordnungsdienstmänner in die Stadt, um Schallplatten aufzutreiben - Marschmusik natürlich.
Und dann machte ich ein zünftiges Programm: Durchsagen und Marschmusik. Dann fiel mir ein, ich könne kleine Berichte über die Stimmung und das Treiben in der Stadt über den Sender geben.
Im Beiwagen eines Motorrads - von Willi Kannegießer - fuhr ich kreuz und quer durch die Stadt: zur Kaserne, zum ehemaligen Sitz des Gouverneurs, der litauischen Staatssicherheitspolizei, des Kriegskommandanten.
Und dann setzte ich mich vor das Mikrofon und begann forsch und ein wenig atemlos zu erzählen: wie es draußen aussah, wie die Stimmung war, wie es früher gewesen war, politische Informationen, Ereignisse und Erlebnisse. Natürlich drückte ich

> in meinen Berichten meine Freude über die glückliche Wendung aus und erinnerte an die Zeit der Unterdrückung, aber ich bemühte mich, nicht gehässig zu sein...
> Aber das alles füllte natürlich nicht das Programm des deutschen Senders Memel."

Gerhard Lietz bat mich, ihm mit jugendlichen Sängern auszuhelfen. Ich beauftragte Horst Alwins, die Sing- und Spielschar der Memeldeutschen Jugend unter Leitung von Günter Pods für die Programmausgestaltung zur Verfügung zu stellen.

> "Im Laufe des Vormittags stand ein ansehnlicher Chor von Mädchen und Jungen vor dem Postamt in der Alexanderstraße. Mikrofone wurden draußen installiert, und dann gab es - live würde man heute sagen - eine Volksliederstunde aus dem glücklichen Memel.
>
> Schließlich setzte ich mich mit dem Intendanten des Reichssenders Königsberg - telefonisch - in Verbindung. Wir ließen eine Leitung zwischen dem Reichssender und dem Sender Memel durchschalten, so daß, wenn ich nichts Eigenes durchzugeben hatte, das Programm des Reichssenders über den Sender Memel lief, und der Reichssender konnte Berichte des Senders Memel übernehmen...

Auch am nächsten Tage, dem 23.3., mußte ich noch als "Sendeleiter" tätig sein und Anordnungen des Landesdirektoriums durchgeben.
Immer noch waren keine Reporter vom Sender Königsberg da. Aber Techniker kamen, die eigne Verbindungen zum Reichssender Königsberg schalteten und die Leitungen zum Hafen, zum Marktplatz und zum Theater legten, wo Hitler die Rückgliederung des Memellandes in das Reich proklamieren wollte...
Gegen 11 Uhr trafen, jubelnd begrüßt, deutsche Heeresverbände in Memel ein.
Jetzt schauten auch ab und zu Reporter vom Reichssender Königsberg bei mir herein.
Auch der Reichssendeleiter Hadamowsky erschien im Postgebäude und sagte mir einige freundliche Worte über meine improvisierte Sendetätigkeit. Er bot mir sogar an, zum Rundfunk überzuwechseln."

So wie Gerhard Lietz waren fast alle Verantwortlichen in diesen Tagen gezwungen, zu improvisieren und das nicht nur in Memel, sondern auch in Heydekrug, Prökuls, Pogegen und in allen Dörfern, die an der Straße Tilsit - Memel lagen.

Gerettet
aus tausend Gefahren:
Krieg Gefangenschaft, Flucht.

Geführt
durch die Dschungel der Zeit.
In wieviel Not
hat nicht der gnädige Gott
über dir Flügel gebreitet.
Bete!
Danke!
Lobe!

Gleichzeitig
wurden Millionen gefoltert,
verstümmelt, ermordet,
sind Millionen verschollen,
verzweifelt versunken
ins Nichts

Aus "Regenbogenspiele"

Ist das der Sieg ?
Zerborsten ist, was schön und kostbar war,
was friedlich reifte, war ein Trümmerfeld,
geschändet liegen Schwelle und Altar –
und war bis gestern eine Menschenwelt.

Ist das der Sieg ?
Da ruhen sie im Staub, verkohlt zerfetzt,
die Männer, Frauen, Kinder.- Schwärzlich wehn
von früh bis spät die Leichenfeuer jetzt –
Und darum mussten wir nach Troja gehn.

Ist das der Sieg ?
der ehrenhafte Feind von gestern ist
von heut ab Opfer, Sklave, Knecht und Stück
ist Ware, die man kauft und wiegt und misst –
Und das ist unser Ruhm und unser Glück.

Ist das der Sieg ?
Ich hab's gewusst und hab es doch getan,
ich hab's gewollt mit Taten und Geduld,
und diesem Hirn entsprang der letzte Plan.
Der Sieg ist mein und Fluch und Ruhm und Schuld

Aus "Odyssys"

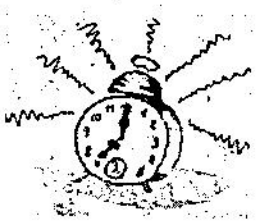
Familie Petermann – Deutschland

Geschichten aus einer memelländischen Familie

VON GERHARD LIETZ

Die Familie Petermann ist eine deutsche Durchschnittsflüchtlingsfamilie, die sich auf ihre Weise durch den bundesdeutschen Alltag boxt. Wie das mit viel Humor, mit Nachdenklichkeit, mit kleinen Freuden und großen Sehnsüchten geschieht, wird unseren Lesern gewiß ausgezeichnet gefallen. Die Familie Petermann aus Deutschland — das sind ja schließlich wir alle.

Gerhard Lietz stellt sich mit diesem Manuskript seinen Landsleuten, die ihn bisher nur als Studienrat der Auguste-Victoria-Schule, als Leiter der Memeler Stadtbücherei, als aufrechten Streiter im Volkstumskampf unserer Heimat und als Vorstandsmitglied der AdM kannten, als Schriftsteller vor.



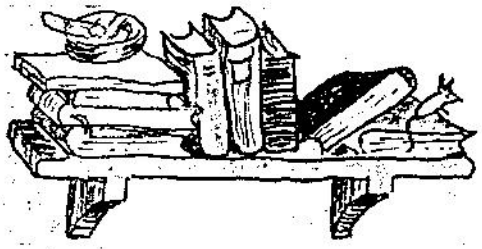
Um halb sieben schnarrt bei Petermanns der Wecker. Dann greift Frau Petermann aus dem Bett und drückt auf den Knopf, und alles ist wieder still. Weiter geschieht vorläufig nichts.

Wir versäumen deshalb nichts, wenn wir uns vorläufig um Petermanns nicht weiter kümmern. Wir können uns ganz gemütlich im Halbdunkel in Petermanns Zimmer umsehen. Frau Petermann schläft auf einem Patentsofa. Das ist am Tage ein richtiges Sofa mit geblümtem Muster. Abends wird es in die Länge und in die Breite gezogen, ein paar Polster werden anders gelegt — und siehe da: nun ist es fast ein richtiges Bett geworden. Das geschieht an der einen Wand des Zimmers. Noch patenter ist Herrn Petermanns Nachtlager. Von dem sieht man am Tage überhaupt nichts, oder vielmehr: was man am Tage von Herrn Petermanns Nachtlager sieht, das ist so irreführend, daß niemand es für eine Lagerstatt halten könnte. Es sieht bei Tageslicht besehen aus wie ein Mittelding zwischen einem Bücherbrett mit einem rötlichen Vorhang und einer Anrichte. Und auf dem Möbel stehen Blumen, ein paar Photographien, ein Döschen und die Schreibmaschine. Abends wird der Vorhang aufgezogen, und der Triumph des menschlichen Geistes über Raumnot und Geldmangel wird sichtbar: ein Bett mit Matratze wartet hochgeklappt auf seine Bestimmung.

Das ist Herrn Petermanns Kasperletheater.

Am Fenster, zwischen den beiden Lagerstätten, steht ein Schreibtisch, für zwanzig Mark auf einer Auktion erstanden. Vor Frau Petermanns Sofabett steht ein korbgeflochtenes ovales Nähzimmertischchen — geschenkt. Eine Decke verbirgt seine irdischen Mängel, und es sieht fast wie ein Eßzimmertisch aus. Der Prunk des Zimmers ist ein dreigenerationenalter Teppich — geschenkt. Aber er ist echt. Die Löcher sieht man nur, wenn die Stühle — geschenkt — nicht an den mit Klugheit und Umsicht ausgewählten Stellen stehen. Über Eck, zwischen Fenster und Frau Petermanns Lager, stehen zwei Bücherbretter. Die Bücher sind nicht so schön wie die Bücher, die Herr Petermann früher hatte. Immerhin: es sind wieder Bücher. Der Duden ist da, der Sprachbrockhaus, der Grüne Heinrich, Reuters Werke — noch für Reichsmark gekauft — ach, und sogar der „Herr Kortüm" ist wieder da. Gott sei Dank!

Inzwischen hat sich etwas geregt. Frau Petermann ist aufgestanden und hat sich ihren grünen, alten Lodenmantel angezogen. Der ist jetzt ihr Morgenrock. Ein braves, treues Stück ist er, leider schon etwas fadenscheinig. Aber er stammt immerhin aus der letzten Reichskleidersammlung. Frau

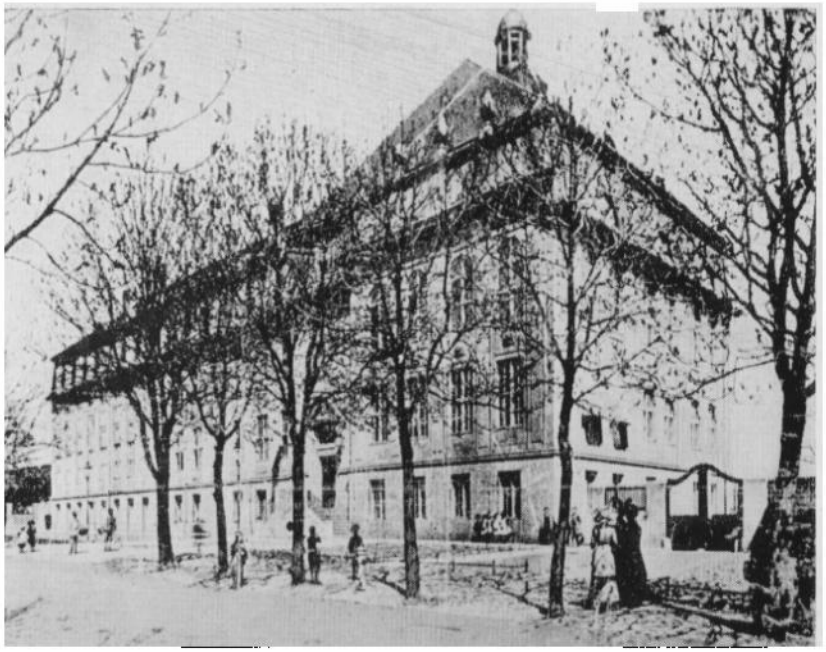


Petermann hat ihn sich auf der Flucht irgendwo in Sachsen aus einem Lumpenhaufen organisiert.

Ja, und nun muß auch Herr Petermann aufstehen. Er steht nicht mehr so leicht auf wie früher. Deshalb ist er stumm.

Als er in die Küche kommt, wo das allgemeine Waschen stattfindet, ist Werner auch schon da. Der Kleine ist etwas langsam und muß deshalb fünf Minuten früher aufstehen als Konrad.

„Verdammte Schikane", brummt Herr Petermann. „Dies frühe Aufstehen."



M e m e l – Auguste-Viktoria-Schule,

Das spezifische Gewicht des Wassers

Konrad hat in der Schule das spezifische Gewicht durchgenommen. Man bestimmt das spezifische Gewicht eines Körpers, indem man ihn wiegt und das Gewicht durch den Rauminhalt teilt. Dann weiß man, wieviel ein Kubikzentimeter wiegt. Das Ausmessen des Rauminhalts, besonders wenn der Körper nicht regelmäßig ist, hat seine Tücken. Aber Konrad findet es großartig. Zunächst nimmt er sich die Bauklötze vor: Bauklötze aus leichterem Holz, Bauklötze aus schwererem Holz, Steinbauklötze. Es klappt. Dann kommen die Würfel an die Reihe. Manche sind aus Horn, manche aus Kunststoff. Es geht wunderbar. Steine, Lehmklumpen, Knetmasse, Radiergummi, Bettpolster, Briketts, Papier, Leder, Glas, jeder irgendwie meßbare Gegenstand oder Stoff muß sich sein spezifisches Geheimnis entreißen lassen. Konrad feiert spezifische Orgien.

Herr und Frau Petermann schauen sich bedenklich, aber gottergeben an. Man muß Konrad kennen: er wird nicht eher aufhören, als bis er das letzte ihm erreichbare Material bestimmt hat.

„Vielleicht kannst du das spezifische Gewicht einer Stunde oder eines Kilometers feststellen", ermunterte ihn Herr Petermann. Aber Konrad läßt sich nicht irremachen.

Eines Tages scheint er mit der unbelebten Welt fertig zu sein.

„Papa, wie ist das spezifische Gewicht des Menschen?"

Herr Petermann sucht abzulenken: „Junge, wozu willst du das wissen."

„Dann weiß man es eben."

„Aber was nützt dir das?"

„Dann w e i ß ich, wie es ist."

Konrad ist reiner Wissenschaftler. Das Wissen ist ihm Selbstzweck.

Herr Petermann muß sich zufrieden geben. „Es wird nicht ganz leicht sein", wendet er nun ein. Die Knochen, das Hirn, das Fleisch, die Haare — das alles wird verschieden wiegen. Man müßte vielleicht einen Menschen auseinandernehmen."

Konrad sieht ein, daß es nicht leicht sein wird, einen Menschen zu finden, der sich auseinandernehmen läßt.

„Geht es nicht anders?"

Herr Petermann seufzt und holt das Physikbuch vor. Es gibt wirklich noch eine andere Möglichkeit. Auf Seite 7 steht: „Man wägt den Körper in der Luft (Gewicht G) und dann unter Wasser. Der Gewichtsverlust ergibt den Auftrieb A, den der Körper im Wasser erleidet. Dieser Auftrieb A ist gleich dem Gewicht des verdrängten Wassers. Da aber 1 Gramm Wasser (bei 4 Grad) einen Raum von 1 Kubikzentimeter einnimmt, so ist der Auftrieb A maßzahlgleich dem Rauminhalt des verdrängten Wassers, also auch gleich dem Rauminhalt des untergetauchten Körpers. Es ist daher gleich 6/V, das heißt: das spezifische Gewicht ist gleich dem Gewicht geteilt durch Rauminhalt."

„Wenn ich es richtig verstanden habe", sagt Herr Petermann, „so braucht man nach diesem Verfahren einen Menschen nur unterzutauchen. Das ist natürlich leichter als ihn auseinanderzunehmen. Wir können es gleich mal mit Werner versuchen."

Doch Werner will sich für die Wissenschaft nicht opfern lassen.

Er protestiert: „Kommt nicht in Frage. Erstens sowieso nicht, und zweitens geht mir die Luft aus."

„Dann ist der Auftrieb weg", erläutert Herr Petermann sachlich. „Das verändert natürlich das spezifische Gewicht. Komm, wir wollen mal sehen."

Werner flüchtet zu Mutti. Aus seiner sicheren Stellung ruft er zornig und vorwurfsvoll: „Ein schöner Vater bist du! Ärgerst deine Kinder! Ein schöner Vater! Ein Ärgerpapa!"

Es ist nichts zu machen. Herr Petermann und Konrad müssen es aufgeben. Das spezifische Gewicht des Menschen kann nicht bestimmt werden.

Aber Herrn Petermann läßt das Problem keine Ruhe: Der Auftrieb also macht es. Je größer der Auftrieb ist, desto besser schwimmt der Mensch. Und darauf kommt es an: nicht auf dem Grund bleiben. Der Mensch ist kein Stein, der Mensch muß nach oben. Erde und göttlicher Odem ist der Mensch, und der Odem, das ist der Auftrieb.

Als Herr Petermann Glasschleifer war, hatte er einen Kollegen, der sagte einmal: „Ich arbeite schon 23 Jahre hier. Ich hab nie etwas werden wollen, und ich bin auch nichts geworden." Es lag ein Triumph in diesem Satz: „Und ich bin auch nichts geworden." Er war ein zufriedener Mensch.

Etwas zu werden, überlegt Herr Petermann, ist ja nicht das Wichtige. Aber auf das Werden kommt es an. Hatte der Kollege den Auftrieb?

Und noch etwas fällt ihm ein: Er kennt einen alten Handwerker, der in Ostpreußen seine Werkstatt hatte und der jetzt nichts Neues mehr anfangen kann. Er ist zu alt geworden, er kommt über die schlimme Zeit nicht hinweg. Er wurde zu lange unter Wasser gehalten. Jetzt hat er seinen Auftrieb verloren. Aus der Tiefe steigen nur noch Blasen: Unzufriedenheit, Resignation, Gift und Galle — — —

Der alte 85jährige Apotheker Krantz hatte ein ähnliches Schicksal. Seine schöne große Apotheke liegt nun ferner als der Mond oben in Ostpreußen. Der alte Herr wird nie mehr eine Apotheke besitzen. Das ist vorbei. Nach der Flucht begann er Bauernhäuser aus Holz zu schnitzen. So verdiente er ein paar Pfennige und brauchte nicht zu betteln. Aber trotzdem liegt er nicht auf dem Grund. Vielleicht hilft ihm seine geliebte Musik. Der alte, verehrungswürdige Apotheker Krantz, diese reine, schöne Musikantenseele, hat den göttlichen Odem. Er hat noch nie geschimpft, er ist noch nie verzagt gewesen. Sein Verlust berührt ihn nicht. Er ist immer oben, und wenn er Bauernhäuser schnitzt.

Das spezifische Gewicht des Menschen ist verschieden. Es ändert sich sogar im Laufe eines Lebens. Wer will urteilen und verurteilen? Diese Verschiedenheit muß wohl sein.

Aber Herr Petermann ist froh, daß er den Auftrieb noch spürt. Den Odem Gottes. Ihm sei gedankt!

Neujahr

Man wird ein wenig nachdenklich am Neujahrsabend. Es ist gut, daß Wilhelm aufsteht und etwas sagt. Charmant und geistreich gibt er das Programm und die Richtlinien für den heutigen Abend: Verboten ist

1. zu fachsimpeln
2. über die vorigen oder die nächsten Kriege zu sprechen
3. Geldnöte oder sonstige Sorgen zu erwähnen.

Erlaubt ist, was gefällt.

Zuerst ist es den Männern und Frauen, als habe man ihnen einen Maulkorb vorgebunden. Ja, worüber soll man denn sprechen? Worüber kann man sich denn unterhalten? Ist das überhaupt möglich?

Die Zeit frißt uns auf, wenn wir nicht aufpassen. Sie frißt uns mit Haut und Haaren. Noch schlimmer: sie frißt unsere Seele.

Weiß Gott, es gibt wahrhaftig noch andere Dinge als Krieg und Beruf und Geld und Krankheit.

Man kann soviel schöne und zierliche Dinge sagen, man hat soviel Helles und Heiteres gesehen, gelesen und gehört. Erinnert ihr Euch? Erinnert euch, es ist nicht so schwer! Es ist keine Flucht vor der Wirklichkeit. Man kann ihr gar nicht entfliehen, sie holt euch schon ein! Es ist eine Einkehr zum Wesentlichen, das über dem täglichen Brot schwebt.

Und man kann auch ernsthaft über Gott und Welt sprechen, ohne an Kanonen und Menschendummheit und -irrtum zu denken . . .

So wurde es 10 und 11 und 12. Es war kein lautes Fest, aber ein heiteres und gelöstes; und kein lautes Anstoßen, sondern ein besinnliches, prüfendes und gefaßtes.

„Alles Gute! Prosit Neujahr! Alles Gute!"

Und dann schwiegen sie. Fünf Minuten lang, zehn Minuten lang, wohl eine Viertelstunde . . .

Dann hatte Herr Petermann seine merkwürdige Idee und hielt eine verspätete Neujahrsrede. Eigentlich war es gar keine Rede. Er stand nicht auf, er klopfte nicht an sein Glas. Er blieb einfach sitzen und schaute in seinen roten Burgunder und fing an zu reden. Vielleicht sprach er zum Burgunder, vielleicht hielt er nur ein Selbstgespräch. Aber die andern hörten zu. Die andern schwiegen weiter.

„Ja", sagte Herr Petermann, „alles Gute also, alles Schöne, Prosit Neujahr! Was soll man sich auch sonst wünschen! Natürlich alles Gute, als da sind: Gesundheit, Vorwärtskommen, Geld, schöne Erlebnisse, Zufriedenheit, Ansehen, Ehre, Liebe, Freundschaft, Freunde und so weiter.

Man kann einander doch nicht Krankheit wünschen oder Not, Enttäuschung, Feindschaft, Spott, Ärger, Sorge und die ganze Sippschaft. Aber es ist da, Freunde. Wir wissen genau: es ist da, ob wir es wünschen oder nicht. Es kommt und nimmt, es kommt und zehrt. Ja, es kommt und zehrt", wiederholte Herr Petermann und nahm einen tiefen Schluck von dem lauwarmen, dunkelroten, lehmig schmeckenden Burgunder.

„Wir meutern, wir sehen es nicht ein. Was fällt dem Schicksal ein? Haben wir uns das etwa gewünscht?

Und wir leiden daran. Wir werden krank daran. Monate und Jahre kann es dauern. Und an manchem sterben wir.

Doch wenn wir es überleben, wenn die Not, das Leid oder was es war, hinter uns liegen, dann merken wir eines Tages einmal, daß es sich nun ganz anders ansieht. Es hat gar nicht nur genommen und gezehrt. Es hat auch gebracht und erfüllt: eine Einsicht vielleicht, eine Wandlung, eine Stärke, ein Gefühl, eine Klärung, eine Klarheit . ."

Herr Petermann sah zum ersten Mal auf und blickte die drei Männer und die vier Frauen der Reihe nach an. Aber jeder schaute vor sich hin. Da sprach Herr Petermann weiter zu seinem Glas:

„Wir alle, die wir hier sitzen, sind keine Theoretiker des Leides. Weiß Gott, das sind wir nicht! Erinnert euch, Freunde, denkt nach. Es hat nicht nur genommen und gezehrt. Denkt nach. Es hat auch gebracht und erfüllt . . .

Ja, so ist das nun. Das wollen wir nicht vergessen. Wir wollen uns nicht irgendwie damit abfinden. ‚Irgendwie' und ‚abfinden', das ist nichts. Wir müssen es in uns aufnehmen. Es ist uns geschickt. Es ist Schickung. Es hat Sinn. Oder vielmehr: wir müssen ihm Sinn geben. Und wir können es. Oft jedenfalls. Und so meine ich: laßt uns das Leid umarmen, den Schmerz und die Enttäuschung. Dann wird es lebendig in uns und kann fruchtbar werden — in uns, durch uns.

Laßt uns das Leid umarmen."

Nun schwieg Herr Petermann, und auch die anderen schwiegen. Dann hoben sie ihre Gläser und leerten sie.

Und dann begann allmählich die Unterhaltung, zögernd zunächst und ernst, und dann, wie es geht, heiter, besinnlich, gelöst und übermütig.

Dazwischen aber winkte Wilhelm Herrn Petermann in die Küche.

„Ich danke dir", sagte er, „ich danke dir für deine Worte. Ich hatte sie nötig. Ich habe zum ersten Februar die Kündigung. Ich bekam sie vor Heiligabend. Es weiß noch niemand etwas davon. Auch meine Frau nicht. Sag nichts den andern."

Dann gingen sie wieder ins Zimmer, und Wilhelm nahm seine Laute, und sie sangen alle ihre Lieblingslieder, wie es ihnen einfiel.

Und es war selbstverständlich, daß auch das königliche Lied von Münchhausen nicht fehlen durfte:

„Die Könige kennen es", dachte Herr Petermann. Bei dem einen ist es dies, bei dem andern das. Die Könige. Sie nehmen es auf sich. Sie werden damit fertig. Die Reiterbuben wissen nichts davon.

Das königliche Lied von Münchhausen

Jenseits des Tales standen ihre Zelte,
vorm roten Abendhimmel quoll der Rauch,
und war ein Singen in den ganzen Heere,
und ihre Reiterbuben sangen auch.

Sie putzten klirrend am Geschirr der Pferde,
hertänzelte die Marketenderin,
und unterm Singen sprach der Knaben einer:
"Mädchen du weisst's, wo ging der König hin?"–

Diesseits des Tales stand der junge König
und griff die feuchte Erde aus dem Grund,
sie kühlte nicht die Glut der heissen Stirne,
sie machte nicht sein krankes Herz gesund.

Ihn heilten nur zwei knabenfrische Wangen
und nur ein Mund, den er sich selbst verbot,
– noch fester schloss der König seine Lippen
und sah hinüber in das Abendrot.

Jenseits des Tales standen ihre Zelte,
vorm roten Abendhimmel quoll der Rauch,
und war ein Lachen in dem ganzen Heere,
und jener Reiterbube lachte auch.

Der kleine Bruder

Es war der 24. April. Herr Petermann hatte eine nachdenkliche Stunde. Wenn wir Männer geworden sind und einen großen Krieg hinter uns haben, dann liegt ein Teil unseres Herzens bei den Toten, vielleicht ist es der beste, der hellste Teil. Wir wohnen bei ihnen und sind mit ihnen begraben, sie wohnen bei uns und leben mit uns. Tag für Tag und Jahr für Jahr. Wir sind uns dessen nicht immer bewußt. Aber an bestimmten Daten treten sie deutlicher aus ihren Gräbern hervor. Sie treten deutlich durch die Wände zu uns und sitzen bei uns.

Als der große Krieg ausbrach, war sein kleiner Bruder ein kurzhosiger Tertianer gewesen. Als der Krieg zu Ende war, lag er schon vierzehn Tage lang als junger Leutnant in einem Soldatengrab unten in Schwaben.

Aber damals wußte es noch niemand von denen, die es anging. Herr Petermann machte den Rückzug in Österreich mit, Frau Petermann erlebte das dunkle Grausen in Sachsen bei den russischen Heeren und polnischen Plünderern. Der andere Bruder war in Rumänien gefangengenommen worden, war geflohen und wieder gefangen und wieder geflohen und wieder gefangen. Der Schwager erwartete in Salzburg das Unabwendbare. Und die Eltern hockten in Thüringen, hofften, fürchteten, lauschten auf Schritte und wurden enttäuscht. Und jeder war allein. Und keiner wußte von andern. Und jeder hoffte, fürchtete, kämpfte, wehrte sich gegen das Schicksal, so gut es ihm gelingen wollte. Nur der kleine Bruder brauchte es nicht mehr. Er lag — der schmale Knabenkörper — mit offenen Augen in seiner Zeltbahn und blickte in die Ewigkeit.

Oben aber gab es noch die Zeit, den Haß, die Angst, die Hoffnung und die Grausamkeit. Die Tage hießen Montag, Dienstag, Mittwoch, die Tage hießen 25. April, 26. April, und sie schritten weiter in den Mai und in den Juni hinein.

Herr Petermann war in Gefangenschaft geraten und wieder entlassen worden. Herr Petermann wanderte durch Deutschland. Sein andrer Bruder war auf der Flucht durch Rumänien und wurde wieder gefangen. Der Schwager lag hinter Stacheldraht bei Salzburg.

Und die Eltern horchten auf Schritte, die auf ihre Haustür zukommen sollten. Und eines Tages polterten die Schritte die Treppe hinauf. Das war Herr Petermann. Aber er blieb nicht lange. Er mußte seine Frau und seine Jungens suchen. Er wanderte weiter durch Deutschland.

Die Tage schritten in den Juli und August und September hinein. Da polterten wieder Schritte vor dem Haus in Thüringen. Der Schwager kam nach Hause, nein, nicht nach Hause, aber er kam zurück.

Und das Jahr 1945 übergab dem folgenden Jahre einen versiegelten Brief und setzte sich nieder.

Herr Petermann fand seine Frau in Sachsen und wanderte nach Thüringen und von Thüringen weiter nach Westen. Dem andern Bruder gelang seine fünfte Flucht, und die Eltern warteten nun im Westen noch auf die letzten Schritte, die kommen sollten, die geliebtesten Schritte.

Aber es wurde 1947, bis sie erfuhren, daß die Schritte niemals eines Tages oder eines Nachts vor der Tür oder vor dem Fenster tappen oder poltern würden.

Einundzwanzig Jahre alt, dachte Herr Petermann. Wie sagt man doch? Unvollendet. Ja, so sagt man: unvollendet.

Es gibt noch einen Ausdruck, sann Herr Petermann. Eine etwas altmodische Wendung: eine reine Jünglingsgestalt. Aber es trifft zu.

Ach, die Briefe, die sie sich als Soldaten noch geschrieben hatten, Herr Petermann und sein kleiner Bruder! Wie jung er noch gewesen war! Stets war es ihm um das Absolute gegangen in Glauben, Kunst, Wissenschaft und Lebensführung. Es gab nur Ja oder Nein für ihn, es gab nur das Hohe und das Gemeine. Niemals kam ihm ein Zweifel daran, daß es im Leben um absolute Entscheidungen gehen müsse.

Oft genug hatte Herr Petermann, der große Bruder, an den der Kleine sich fragend wandte, sich selber erst Gericht halten müssen, ehe er dem kleinen Bruder ehrlich antworten konnte.

Über eins aber war Herr Petermann von Herzen froh, auch heute noch: Nie hatte er den kleinen Bruder auf eine Antwort warten lassen. Er hatte ihm sofort geschrieben, mochte es Tag oder Nacht sein. Denn immer hatte Herr Petermann Angst gehabt um den kleinen Bruder, immer hatte er gefürchtet, ein Brief könne zu spät kommen.

Ein Mal im Leben, daß man sich keinen Vorwurf zu machen brauchte, etwas versäumt zu haben! Lieber kleiner Bruder — —

Unvollendet und abgebrochen. Was hätte aus ihm noch werden können! Denk, er wäre zurückgekommen! Bei seiner Klugheit, bei seinem Bemühen!

Denk, er wäre zurückgekommen! Er hätte diese irrsinnige Zeit erlebt. Sollen wir es bei Namen nennen? Die Heuchelei? Die Feigheit? Die Rücksichtslosigkeit? Das Versagen? Die Schwäche?

Kleiner Bruder, du wärst nicht so rein geblieben. Was wäre aus dem Absoluten geworden?

Was ist aus uns selber geworden? Wie rein und schön fangen wir an. Dann biegt und formt die Zeit an uns, bis wir verbogen und zerformt sind. Ein wenig bleibt noch von dem ursprünglichen Plan. Ach, gar so wenig!

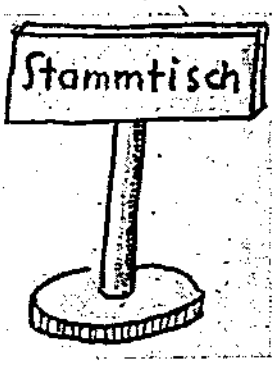
Nein, nein, dachte Herr Petermann. Trotz allem: wir wollen uns selbst und das Leben nicht verachten. Wir tun, was wir können. Das Leben muß gelebt werden. Jawohl!

Aber der kleine Bruder, all die kleinen Brüder, die reinen Jünglinge, die in klarer Flamme gebrannt haben und ohne Qualmen verlöscht sind: sie zeigen uns, was wir selber und was unser Leben sein müßte. Sie liegen mit offenen Augen in ihren Zeltbahnen. Sie schauen in die Ewigkeit genau wie im Leben. Vielleicht schauen sie auch auf uns. Sie mahnen, sie fordern, sie fragen genau wie früher.

Ihretwegen müssen wir immer wieder Gericht mit uns halten, genau wie früher. Ihretwegen müssen wir so leben, daß wir uns und unser Leben nicht zu verachten brauchen. Wir müssen ihren offenen Augen Antwort geben können.

Du bist nicht tot, kleiner Bruder. Ich grüße dich.

Der Stammtisch



Alle vier Wochen geht Herr Peterman zum Stammtisch. Gewiß, das ist eine lächerliche bürgerliche Angelegenheit. Man weiß, die Stammtischler sind komische Gestalten. Aber Herr Petermann ist ja fremd in dieser Stadt, und man möchte doch auch einmal mit Menschen reden, die nicht denselben Beruf haben. Das ist auf die Dauer langweilig.

Viel Bier kann sich Herr Petermann nicht erlauben. Zwei, drei Glas vielleicht. Aber das fällt nicht auf. Die andern können es auch nicht. Etwa die Hälfte der Runde ist auch nicht einheimisch.

Äußerlich machen sie alle schon wieder einen recht gediegenen Eindruck. Aber wenn man näher hinsieht, glänzt mancher Anzug doch noch recht fadenscheinig, und manchen Kragen sieht man an, daß sie schon viel gewaschen worden sind. Sie sind sorgfältig instandgesetzt. Es reicht wohl noch nicht zu neuen Anschaffungen.

Mancher der Stammtischler war früher einmal etwas, und ist jetzt bescheiden irgendwo untergeschlüpft. Mancher hat Glück gehabt, mancher ist nur ein paar Schraubenwindungen zurückgedreht worden. Wie es so geht.

„Sehr zum Wohl, Herr Pinow."

„Sehr zum Wohl, Herr Solms."

„Sehr zum Wohl, Herr Petermann."

Und derweil fallen die Bomben auf Helgoland. Den Deutschen wird die Gleichberechtigung zugesagt. Die Franzosen und die Belgier verurteilen deutsche Kriegsverbrecher. In Korea werden Partisanen erschossen. Das Brot wird teurer. Die Buntmetalldiebstähle nehmen zu, weil aufgerüstet wird. Falls in der nächsten Zeit kein Krieg ausbricht, ist der Frieden gesichert. Der Eiserne Vorhang ist unerschütterlich fest.

Herr Dr. Pinow kommt übrigens gerade von jenseits des Eisernen Vorhangs. Er leitete früher eine Landwirtschaftsschule in Westpreußen. Dann kam der Zusammenbruch, und Herr Dr. Pinow rettete sich mit seiner Frau und sechs Kindern nach Pommern. Dort hatte sein Schwiegervater ein großes Gut. Das Gut wurde aufgeteilt, und Herr Dr. Pinow bekam auch eine Parzelle. Zwanzig Morgen. Er erhielt nicht gerade das beste Stück. Rund heraus gesagt: Es war der ärmste Boden. Das geschah nicht aus Bosheit, sondern weil man meinte, er würde es doch nicht durchhalten. Es war eine tolle Zeit. In dem ehemaligen Gutshause saßen vierzig Familien, vierzig Neusiedler teilten sich die Scheunen und die Ställe.

Aber Herr Dr. Pinow schaffte es. Es ging in die Knochen. Frau und Kinder mußten von früh bis spät mithelfen. Doch das Soll wurde erfüllt, und man konnte sich sogar noch eine zweite Kuh eintauschen. Es kommt nämlich nicht nur auf die Knochen und die Muskeln an. Es kommt auch auf den Kopf an.

„Es waren drei schwere Jahre", sagt Herr Dr. Pinow. „Aber wenn ich so zurückdenke: ich bin doch eigentlich stolz darauf, daß ich es geschafft habe. Meine Kinder brauchten nie zu betteln."

Nun fängt der Dr. Pinow im Westen von neuem an. Seine Kinder sollen etwas werden. Das ist drüben nicht möglich, weil der Doktor Pinow ein Studierter ist. Die Kinder sind belastet.

„Ja", sagt der Dr. Solms, der inzwischen wieder einen schönen, langen Titel hat, „ja, das kenne ich. Ich war nach dem Zusammenbruch Knecht bei einem Bauern. Ich kannte ja gar nichts von der ganzen Landwirtschaft. Nach einem Vierteljahr ging dann ein Gespannführer fort. Sehen Sie, und da kriegte ich das Gespann. Zwei Ochsen. Eigentlich war noch ein andrer vor mir dran, ein Landarbeiter. Aber ich kriegte das Gespann. Das war meine stolzeste Beförderung."

Auch Herr Petermann kennt das. Er war unter anderem in Thüringen Glasschleifer gewesen. Es hatte schwer gehalten, eine Arbeit zu bekommen, denn man traut einem Studierten ja nicht viel zu. Sie sind Stubenhocker und unbrauchbar für die Welt.

Schließlich hatte es ein Fabrikant doch mit ihm versucht. „Ein großartiger Mann übrigens", sagt Herr Petermann, „der Herr Brand, er hat sich vom Stift bis zum Unternehmer hochgearbeitet."

Herr Petermann mußte Deckel in Glasdosen einschleifen und Glasstöpsel in Glasostereier. Der erste Tag hatte nur ein sehr bescheidenes Ergebnis gezeigt: acht Deckel paßten ungefähr, eine Unmenge Döschen war in Scherben gegangen. Doch allmählich wurde es besser. Nach einer Woche hatte er schon ein Tagespensum von zwanzig geschafft. Nach vier Wochen waren es einhundertsechzig. Nach acht Wochen hatte er die Facharbeiter eingeholt. Dann ließ ihn Herr Brand nach drei Monaten in sein Büro kommen und teilte ihm mit, daß er seinen Stundenlohn von 64 Pfennig auf 80 erhöhen könne. „Ich freue mich, Herr Petermann", hatte der Chef gesagt, „ich hatte es erwartet. Es kommt nicht nur auf die Hände allein an, es kommt auf den Kopf an. Der Kopf regiert die Hände."

Das war Herrn Petermanns stolzeste Beförderung.

„Sehr zum Wohl, Herr Pinow."

„Sehr zum Wohl, Herr Solms."

„Sehr zum Wohl, Herr Petermann."

Es gibt kein bösres Wort als "Gast"
für einen heimatlosen Mann.
Es hängt der Fremde ganze Last,
der Fluch des Unglücks hängt daran.

Du bist der Gast. Das schliesst dich aus.
Du stehst nicht in des Lebens Kreis,
in dem der ärmste Knecht im Haus
sein kleines Tun beschlossen weiss.

Du bist der Gast. Das macht dich klein.
Und was du weisst und rätst und kennst,
man nimmt's nicht ernst. Was kann's schon sein!
Du bist der Gast. Du bist Gespenst.

Und schlucke Mitleid, Liebe, Spott
und guten Rat als reiche Mast.
Sei dankbar! Sage: Lohn's euch Gott!
So muss es sein. Denn du bist Gast.

Aus "Odysseus"

Nachruf für einen alten Mann

Der alte Herr Soballa war gestorben, und Herr Petermann hatte sich in den Omnibus gesetzt und fuhr nach Rodenberg zum Begräbnis. Er hatte seinen besten Anzug an. Leider war er hellbraun, aber was war zu machen! Einen Zylinder besaß er auch nicht, deshalb fuhr er barhäuptig. Herr Petermann fühlte sich unbehäglich, weil er so wenig feierlich angezogen war. In Rodenberg sah man nämlich sehr genau auf Brauch und gute Sitte, und vor kurzem hatte der Leichenbitter einen Mann, der ohne die übliche Begräbniskleidung gekommen war, schonend an das Ende des Leichenzuges gewiesen. Das war von dem Leichenbitter sicherlich nicht böse gemeint gewesen. Er hatte wohl nur an die schöne Einheitlichkeit des Bildes gedacht. Aber es war für den Hintangestellten doch recht beschämend gewesen.

Herr Petermann hoffte jedoch, daß es bei Herrn Soballa nicht so streng zugehen werde, denn Herr Soballa war ein Vertriebener gewesen.

Vielleicht wäre Herrn Petermann die Mangelhaftigkeit seines Anzuges nicht so stark zum Bewußtsein gekommen, wenn nicht drei stattliche Herren in Gehrock und Zylinder mit ihren schwarzgekleideten Damen gleichfalls im Omnibus gesessen hätten.

Der alte Herr Soballa war einer seiner ersten Bekannten in Rodenberg gewesen. Sie hatten sich zum ersten Male morgens um halb sechs beim Fallobstsammeln getroffen. Die Rodenberger Straßen und alle Straßen, die weit und breit von und nach Rodenberg führten, waren mit Apfel- und Birnbäumen bepflanzt. Das war eine segensreiche Einrichtung für die Vertriebenen. Aber man mußte auf dem Posten sein, denn auch die Städter interessierten sich für die Ernte. Sie kamen um sechs mit dem Omnibus. Deshalb waren die Rodenberger Vertriebenen schon eine halbe Stunde früher unterwegs. Die Morgenernte war am ergiebigsten.

Einträchtig waren die beiden dann die Gräben entlanggewandelt, der eine rechts, der andere links, der eine mit dem großen Rucksack, der andre mit dem Butterwägelchen.

Als sie genug gehabt hatten für diesen Morgen, hatten sie sich an die Landstraße gesetzt und ihren Eigenheimer geraucht.

Sie waren sich dann immer wieder begegnet: wenn sie die Fischzuteilung abholten oder die Kohlen, bei Flüchtlingsversammlungen und bei der Vorbereitung zur Weihnachtsfeier für die Vertriebenen.

Die einheimischen Rodenberger hatten nämlich für die Vertriebenen gesammelt: Mehl, Zucker, Milch, Kleider und Wäsche und Schuhe. Es war eine reichliche Spende, denn die Menschen sind gut. Sie vergessen es nur oft. Nun galt es, die Spenden richtig zu verteilen. Es ergab sich von selbst, daß der alte Herr Soballa die Organisation übernahm. Er konnte es. Man merkte, daß der alte, schlechtgekleidete Mann aus Schlesien so etwas nicht zum ersten Male tat.

Herr Petermann hätte Herrn Soballa gern hin und wieder einmal besucht, aber das war nicht erlaubt, denn der Hausbesitzer ließ nur ganz wenige Leute in Herrn Soballas Stübchen hinein. Herr Petermann genoß seine Gunst nicht.

Das war nun alles vorbei. Der alte Herr Soballa konnte von jetzt an jederlei Besuch empfangen.

Herr Petermann stieg aus dem Omnibus und ging zur Kirchhofskapelle. Die drei Herren kamen mit ihren Damen denselben Weg. In Rodenberg war noch ein Begräbnis, ein vornehmes Begräbnis, so schien es. Kraftwagen standen vor dem Friedhof, sogar zwei Omnibusse parkten auf dem Zufahrtsweg. Vor der Kapelle waren Hunderte von Menschen versammelt.

„Wer wird hier begraben?" fragte Herr Petermann einen Bekannten.

„Soballa", antwortete der.

„Ich weiß", sagte Herr Petermann und zeigte auf die große Menge der Leidtragenden. „wer außerdem?"

„Niemand", sagte der andere, „die sind alle zu Soballas Begräbnis gekommen."

„Nanu", wunderte sich Herr Petermann.

„Ich weiß auch nicht", sagte der Bekannte.

Als dann der alte Herr Soballa in die Grube gesenkt worden war, erfuhren sie es, denn der Geistliche aus seiner Heimatgemeinde erzählte seine Lebensgeschichte.

Da unten in der Erde ruhte ein großer Mensch. Es wollte nichts sagen, daß er ein großer Gutsbesitzer gewesen war, Deputierter des Kreises und der Provinz. Es wollte nichts bedeuten, daß er Präsident der einen Körperschaft und Vizepräsident einer anderen gewesen war. Auch daß er eine für sein Dorf wichtige Straße durchgesetzt hatte, war nicht wichtig.

Wichtig war dies: Die Russen hatten das Dorf überrannt, und die Polen übernahmen die Herrschaft. Die Deutschen sollten die Häuser innerhalb zweier Stunden verlassen. Das war eine Anordnung, die von oben kam. Da machte Herr Soballa sich auf und verhandelte mit den Polen. Sie kannten ihn, und sein Name hatte auch bei ihnen einen guten Klang — auch jetzt noch, da sie Feinde geworden waren — denn er war stets gerecht und menschlich gewesen.

Gut, auch die Polen wollten menschlich sein um seinetwillen. Die Räumungsfrist wurde verlängert, und die Bauern durften die Heimat auf eigenen Fahrzeugen verlassen. Herr Soballa bekam einen Passierschein.

Langsam rollte der Treck tagelang durch Schlesien. Plünderer stürzten sich auf den Zug. Immer wieder griff Herr Soballa ein. Er konnte nicht alles verhindern, aber das Schlimmste blieb dem wandernden Dorf erspart.

Immer wieder gab es Aufenthalte, immer wieder waren Verhandlungen mit den örtlichen polnischen Behörden und den russischen Kommandanten nötig. Immer wieder gelang es, das Dorf einige Kilometer weiter nach Westen zu führen.

Schließlich kamen sie an die russisch-polnische Demarkationslinie. Da sagten die Polen: Halt. Herr Soballa ging zum russischen Kommandanten. Er merkte bald, daß der Russe kein Freund der Polen war. Und nun bekam der alte, kluge Unterhändler auch noch das Letzte fertig: er spielte den Russen gegen die Polen aus und erreichte für den Treck die Genehmigung, die Demarkationslinie zu überschreiten. Hastig schoben sich die Wagen nach drüben: die Hälfte hatte es geschafft, drei Viertel, so, jetzt noch drei Fahrzeuge. Da wurde Soballa mit seiner Frau verhaftet und fortgefahren.

Sie lagen in Kellern und Gefängnissen. Verhöre, Hunger, Schläge. Ihm wurden Mord und Menschenschinderei vorgeworfen, brutale Ausnutzung polnischer Arbeitskräfte, Sabotage und Nationalsozialismus.

Ein Jahr lang ging das so: monatelang vergesssen, dann wieder verhört, verhört und vergessen.

Dann wurde er von einer Frau vernommen. Sie schlug ihm mit der Pistole ins Gesicht, als er nicht aussagen wollte, wie sie es wünschte.

Da tat Herr Soballa etwas Unerwartetes. Er sagte: „Schämen Sie sich, einen alten Mann zu schlagen. Wenn Sie keine Frau wären, würde ich Ihnen ins Gesicht spucken. Schämen Sie sich."

Acht Tage später wurde er entlassen. Man weiß nicht, warum. Man weiß nicht, was in den slavischen Menschen vor sich geht.

So kamen Soballas nach Rodenberg.

Und nun war er tot.

Er war ein großer Mann gewesen. Sein früherer Landrat war gekommen, einige Herren der ehemaligen Provinzialregierung, einige Herren der Körperschaften, deren Haupt er gewesen war. Sie alle waren gekommen, um ihn zu ehren. Aber vor allem war doch das Dorf gekommen, das ganze Dorf war noch einmal zu ihm gekommen, um ihm zu danken, das Dorf, das er gerettet hat. Denn er war noch mehr gewesen als nur ein großer Mann: er war ein großer Mensch gewesen.

Herr Petermann lacht.

„Was denkst du?" fragt seine Frau.

„Nur so", sagt Herr Petermann: „Weißt du noch, wie wir uns freuten, als wir wieder Tische und Stühle hatten und Schüsseln und Teller? Und als Werner seine Diphterie überstanden hatte? Wir haben oft genug gesagt: Wenn dies in Ordnung kommt und wenn das überstanden ist, dann können wir froh sein. Aber dann kam immer etwas Neues. Man vergißt so leicht."

„Ja", sagt Frau Petermann, „wir sollten den Ärger nicht so ernst nehmen."

„Wirklich", sagt Herr Petermann, „es ist das verdammte Temperament."

„Du alter Choleriker", sagt Frau Petermann und streicht ihm über den Kopf.

Dann ist's Schlafenszeit. Aus dem Sofa wird Frau Petermanns Bett. Herr Petermann geht an das Gestell, das am Tage aussieht wie ein Mittelding zwischen Anrichte und Bücherbrett. Er zieht die rötlichen Vorhänge auseinander wie bei einem Kasperletheater. Ein paar geübte Handgriffe: nun ist es sein Bett.

„Hast du den Wecker gestellt?"

Ja, es ist alles in Ordnung. Er knipst das Licht aus.

„Gute Nacht." — „Gute Nacht."

Gestern und Heute und Morgen...

Pläne und Hoffnungen und Träume und Enttäuschungen....

Frühling und Herbst, Sommer und Winter...

Leben!

Ja, man sollte es nicht vergessen. Man sollte froh sein...

Es bleibt uns nichts anderes übrig.

Der Keller im Schiff

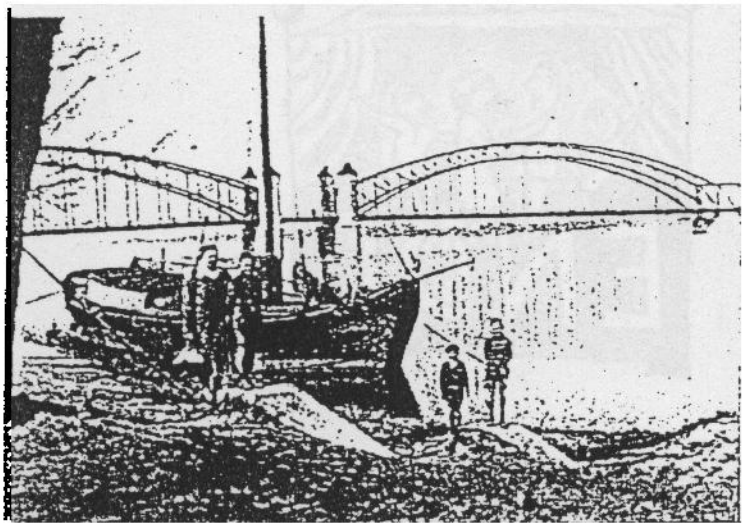
Der Kleine kam begeistert und erfüllt von einem Schulausflug zurück. Sie waren den Kanal entlanggefahren, anderthalb Stunden hin, anderthalb Stunden zurück. Es war eine großartige Wasserfahrt gewesen auf einem herrlichen Schiff. Herr Petermann nannte das Schiff allerdings einen „elenden Grabenkraucher", aber Werner wußte ja nichts mehr von der Ostsee und von richtigen Schiffen. Er war damals drei Jahre alt gewesen.

Werner erzählte von dem Schiff. Es hatte neben der Straße gelegen und war mit Strikken an einer Art Pfählen festgemacht gewesen. Dann waren sie auf einem Brett hinübergegangen. Rings um das Schiff war ein Zaun gewesen, herunterfallen konnte man also nicht. Es hatte einen richtigen Fußboden wie eine Stube. Ob es Bug und Heck gehabt hatte, wußte er nicht mehr, aber einen Keller hatte es gehabt. Auf Treppen waren sie hinabgestiegen, und im Keller waren richtige Stübchen gewesen.

So erzählte und erzählte er und fand des Verwunderns kein Ende.

Herr und Frau Petermann wurden immer stiller: einen Zaun hatte das Schiff und einen Keller — — Es war zum Weinen!

Frau Petermann stammte aus einer alten seefahrenden Familie. Schiffszimmerleute waren die Vorfahren gewesen, Steuerleute und Kapitäne auf großer Fahrt. Einige waren auf See verschollen, einer war in Plymouth beim Löschen zu Tode gekommen. Bei Frau Petermanns Eltern hatte ein echter türkischer Teppich gelegen, den ein Onkel aus Konstantinopel mitgebracht hatte. Auf dem Büffett hatte ein schwerer Elefantenzahn mattgelblich geglänzt, ein chinesischer Gott hatte von einer Konsole herabgelächelt. An den Wänden hingen Stiche, Zeichnungen und Gemälde von Häfen und Meeren, von Briggs und Schonern und Vollschiffen, deren Segel geschwellt waren von Abenteuer und Sehnsucht und Kühnheit und Härte.

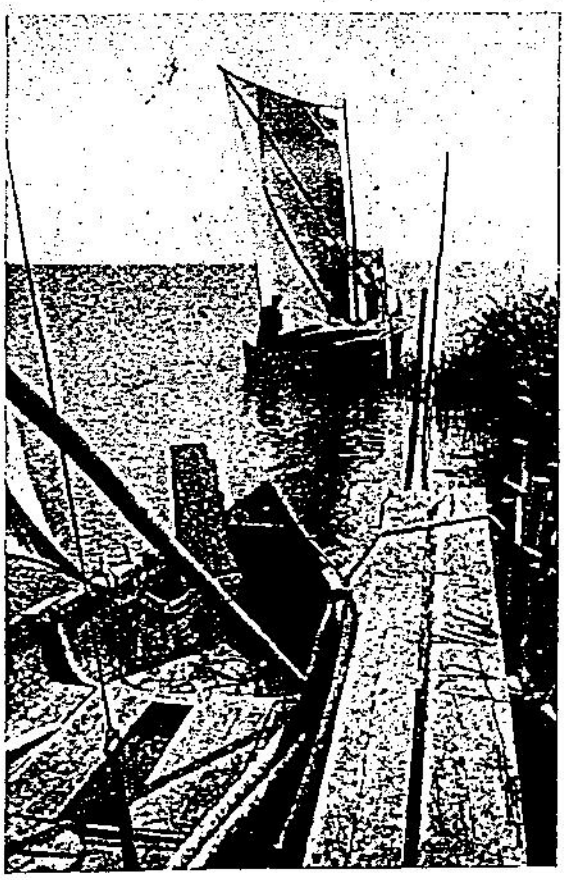


War Herr Petermann nicht ein Bollwerkspucker gewesen? Das Glucksen des Wassers am Kai, der nasse Geruch des Wassers, die Mischung von Oel und Qualm und Frische, von Fauligkeit und Fisch und Teer gehörte doch zu seinem Leben, gehört noch heute zu seinem Leben!

Und Werner erzählte von einem Zaun um das Schiff und von einem Keller im Schiff...

Hier war etwas versäumt worden. Die Eltern Petermann sahen sich schuldbewußt an. Sie nahmen sich ihre Jungens vor und erteilten ihnen einen seemännischen Nachhilfeunterricht: Kai und Bollwerk, Laufplanken, Poller, Tau, Dückdalben, Reling, Bug, Heck, Steuerbord, Backbord, Ruder, Kajüte, Koje, Kombüse... Vertraute Bezeichnungen, vertraute Dinge, man war ja damit aufgewachsen. Aber für die Kinder waren es Vokabeln. Sie waren erlernbar wie andere Vokabeln auch. Aber wurden sie Gefühl und Wirklichkeit für die Kinder? Konnten sie es werden in dieser fremden Welt?

...Dunkelgrüne Kiefern mit blanken braunen Stämmen, Kusseln mit gelben stäubenden Flämmchen besetzt, sirrender, harter Strandhafer, Elche und Strand und all die Namen von Gehöften und Dörfern und Städten...



Glücklich die Jugend . . .

die noch an Strom und Haff und See aufwachsen durfte. Daß diese Bilder in unseren Kindern nicht verblassen, ist nicht nur die Sorge der Familie Petermann. Aufnahmen: G. Grigoleit; P. Preßler

Und Herr Petermann setzte sich hin und schrieb ein paar Strophen, denen er die Ueberschrift „Düne im Licht" gab.

Schließ die Augen. Nun flirren im Licht
die weißen Dünen, der wehende Sand,
die grüne See und der endlose Strand.
Schließ die Augen, doch weine nicht.

Atme leise. Spürst du den Duft
von Wasser und Fisch, von Teer und von Tang,
von Kiefern und Schleierkraut hinter [dem Hang?
atme leise die Heimatluft.

Lausche. Hör, wie die Möwe schreit.
Der Strandhafer sirrt, und der Elch platscht im Sumpf,
und ewig die Brandung, bebend und dumpf.
Lausche in die Vergangenheit.

Schweige. Fernher spricht es: Schwarzort,
Nidden, Sarkau, Rossitten, Cranz —
und alles ist Wirklichkeit, Schönheit und Glanz.
Schweige: wir bleiben immer dort.

Schließ die Augen. Heiß flimmert das Licht.
Sehnsucht brennt tiefer und brennt doch blaß,
denn am tiefsten brennt Haß.
Gib ihn weiter und weine nicht.

„Haß?" fragte leise Frau Petermann.

„Ich weiß nicht", sagte Herr Petermann, „Ich weiß nicht. Vielleicht sollte der Haß aufhören."

Dann schrieb er einen anderen Schluß:

Schließ die Augen. Heiß flimmert das Licht.
Sehnsucht brennt tiefer. Am tiefsten brennt
die Treue, die sich wie damals bekennt.
Gib sie weiter und weine nicht.

So versuchten Petermanns redlich, ihren Kindern die alte Heimat vertraut zu machen, und die Jungens gaben sich Mühe. Aber was half's? Was den Eltern ein Herz voll Erinnerung bedeutete, das waren für die Kinder geographische Begriffe.

„So geht's nicht", sagte Herr Petermann schließlich. „Das reicht nicht. Das führt zu nichts. Es bleibt eine gutgemeinte Künstlichkeit."

Und er nahm seine Jungens und schlug den Atlas auf.

„Seht her", sagte er. „Das ist Ostpreußen. Das ist Westpreußen. Danzig hier. Pommern. Schlesien. Das Sudetenland. Und dort oben, ganz einsam das Baltikum.

Das war alles deutsch seit siebenhundert Jahren und mehr. Unsere Vorfahren haben das Land urbar gemacht. Sie haben Burgen und Dörfer und Städte gebaut. Sie haben Straßen angelegt und Brücken geschlagen. Deutsches Recht hat Ordnung geschaffen. Wir haben das Land im Osten zu Europa gemacht.

Seht her: das war Deutschland. Das gehörte nicht nur uns. Es gehörte allen Deutschen. Nicht nur wir sind beraubt worden gegen alles Menschenrecht. Alle Deutschen sind beraubt worden.

Seht: und das ist unsere Aufgabe, und eure Aufgabe wird es sein, wenn ihr einmal groß sein werdet. Allen Deutschen müssen wir klar machen, daß es alle angeht. Es ist unsere verlorene Heimat, aber es ist mehr. Es ist ein verlorenes Stück Deutschland.

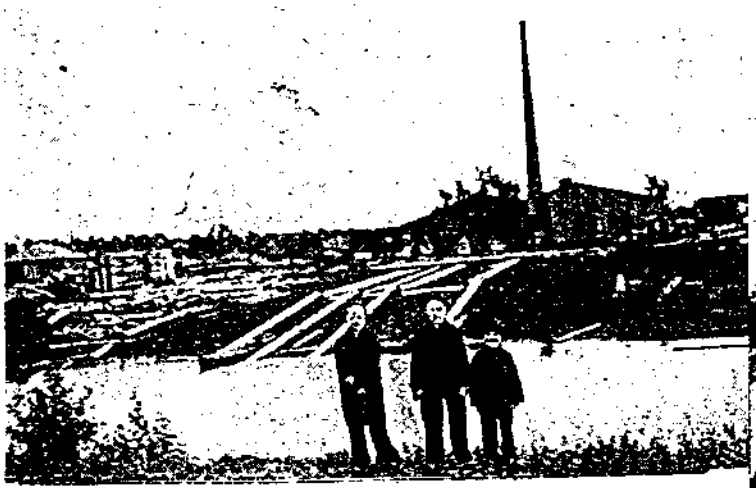
Und es muß soweit kommen, daß kein Deutscher mehr ruhig schlafen kann, wenn er an das verlorene Stück Deutschland denkt. Nur dann wird unsere Stimme laut genug in die Welt hallen: Recht soll wieder Recht werden!

Und eines Tages werden sie dann ausziehen, nicht nur die Ostpreußen, die Westpreußen, die Schlesier und die Pommern und die andern. Unzählige junge Menschen aus Westfalen und Schleswig und Bayern und Franken werden wieder wie vor Jahrhunderten in das mißhandelte Land hinausziehen und wieder Europa daraus machen.

Und dann", sagte Herr Petermann und klappte den Atlas zu, „dann werdet ihr, so Gott will, alles an Ort und Stelle sehen und kennen lernen. Und ihr werdet nicht mehr vom Keller im Schiff reden und all das dumme Zeug."

„Und ihr?" fragte Konrad. „Werdet ihr mitkommen, du und die Mutti?"

„Das weiß niemand", antwortete Herr Petermann. „Vielleicht werden wir dann schon tot sein. Dann könnt ihr uns ein bißchen Strandhafer und Schleierkraut von der Nehrung schicken. Aber das ist nicht wichtig, ob wir das erleben. Es wäre schade, wenn wir es nicht erlebten. Aber wichtig ist es überhaupt nicht. Wichtig ist, d a ß der Treck nach dem Osten einmal losgeht."



Drei Steppkes im Vordergrund

Dahinter die Schneidemühle von Kolitz in Heydekrug.

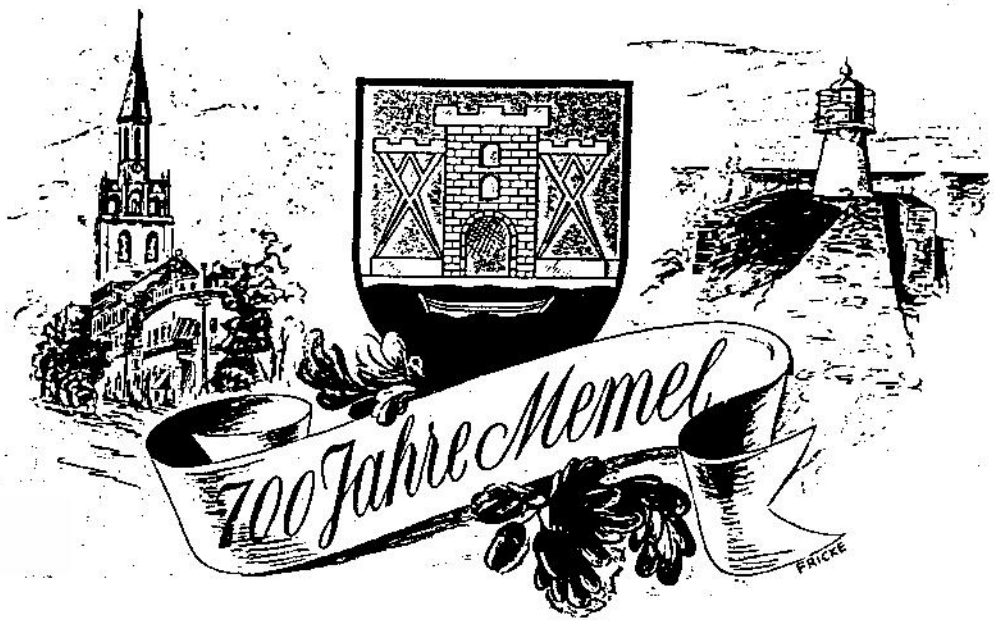
Memeler Bowkes — fern der Heimat

Sie kennen die Heimat fast nur noch von Bildern her. Haltet ihnen das Memelland in der Erinnerung! Aufnahme: MD-Archiv

Altes Lied,
wie klang es doch?
Altes Lied, wer sang es noch?
:Reif im Nachtwind rauscht das Korn,
bläst der Mond sein Silberhorn.
Stille Wege gehn durchs Land –
Märchen stehn am Himmelsrand.
Träume kreisen hoch im All,
Schicksal schwingt im Sternenfall.
Glanz in sich beschlossen ruht
Atmend, pulsend Welt und Blut.
Stundenschläge halten Wacht –
dunkel-goldne Sommernacht.

Tropfend aus dem alten Grunde dringt
altes 'Lied.
Wie fern es klingt!

Aus "Regenbogenspiele"

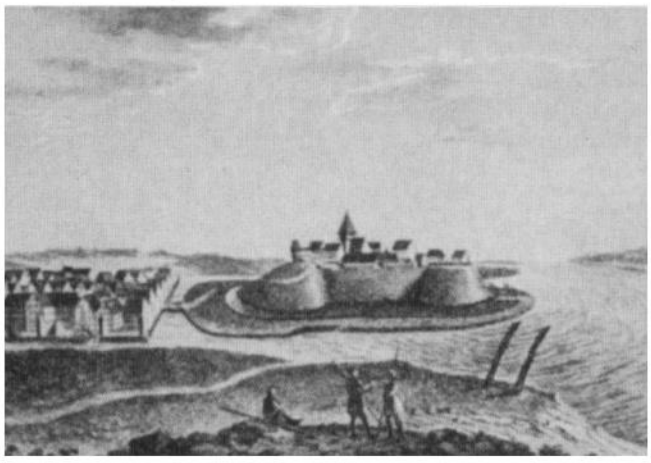


700 Jahre preussisch-deutsche Geschichte

Die Stadt Memel, wie sie in unserer Erinnerung steht, gibt es nicht mehr. Zwei Drittel der Stadt sind zerstört. Fotos, die in den letzten Jahren in den Straßen Memels gemacht worden sind, zeigen ein derartig verändertes Bild, daß auch die alten Memeler nur mit großer Mühe, teilweise aber überhaupt nicht mehr feststellen können, um welchen Teil ihrer Heimatstadt es sich handelt. Wüste Stellen, weite Plätze und parkähnliche Anlagen bezeichnen die Orte, wo früher die Kirchen standen, wo sich früher Straßen hinzogen, wo die Friedhöfe lagen. Der kleine Leuchtturm steht nicht mehr, die Südermole ist zerfallen. Wer könnte es den Memelern verdenken, wenn sie von Herzen Trauer empfinden beim Anblick der Bilder, beim Lesen der Berichte vom Memel dieser Tage.

Und doch: Was bedeuten schon die Trümmer und Veränderungen, da ja so unendlich viele deutsche Städte das gleiche Schicksal erlitten haben? Und was bedeutet schon Brand und Trümmer für die alte Stadt Memel! Die Stadt, wie unsere Generation sie kannte, war ja doch ein ganz zufälliges und sehr junges Memel. Der große Brand im Jahre 1854 war noch weit verheerender als die Zerstörung von 1945. Das Memel unserer Generation war kein altes Memel, sondern eine Stadt, die trotz ihrer 700jährigen Geschichte ein unfertiges Gesicht hatte, das schneller Veränderung unterworfen war.

Brand und Zerstörung waren das Schicksal Memels, solange es besteht. Wo man den Spaten ansetzte, stieß man auf Brandschutt und Trümmer von den wohl ein Dutzend Bränden, die Memel im Laufe seiner Geschichte völlig oder teilweise vernichteten. 1252 wurde die Stadt gegründet. Schon 1323 ging sie bei einem Einfall der Litauer in Flammen auf, dann schon wieder in den Jahren 1379, 1393, 1402 und 1455. 1459 und 1472 ist die Zerstörung durch Polen und Litauer sehr wahrscheinlich. 1520 brannte die Stadt bei einem Überfall durch Danziger Schiffe, die in polnischem Dienste standen, zur Hälfte ab, 1540 blieben nur 6 Häuser stehen. 1678 ging die Stadt bei einem Einfall der Schweden in Flammen auf. 1757 wurden die Vorstädte beim Einmarsch der Russen aus Sicherheitsgründen niedergebrannt, und 1854 sank Memel wieder in Asche.



Memel im Jahre 1535

Wenn man davon spricht, daß ein Stück Erde mit Blut und Asche und Tränen gedüngt ist, so gilt das sicherlich von der Stelle an Dange, Haff und Ostsee, wo Memel immer wieder versank und auferstand. Und diese unzerstörbare Lebenszähigkeit der Stadt kann auch wohl unserer Generation Mut und Hoffnung geben.

Aber die kurze Aufzählung zeigt noch etwas anderes: dieser geographische Punkt ist in ganz besonderer Weise in die politischen und wirtschaftlichen Strömungen und Spannungen der Geschichte des Ordens, Preußens und Deutschlands einbezogen. Man kann an dem Schicksal Memels geradezu stellvertretend das Schicksal seines Landes und seiner Regierungen ablesen.

Denn Memel lag 700 Jahre lang als Brennpunkt in dem Spannungsfeld Ost-West. Es war eine Stadt an der Grenze. Es spürte die internationalen Konflikte als Nachteil, aber auch als Vorteil deutlicher als eine Stadt im Innern; es spürte Schwäche und Stärke des eigenen Landes deutlicher, weil es gefährdeter war als andere Städte; und es spürte auch die Unordnung oder die Neuordnung bei seinen Nachbarn deutlicher, weil das Land der Nachbarn Memels natürliches Hinterland war.

So ist die Geschichte dieser Stadt mehr als eben nur eine Stadtgeschichte mit einem Blick vielleicht auf die Provinz, sondern die Stadt handelt und leidet die preußische und deutsche Geschichte mit, und sie hat sich ihr narbiges Gesicht in den großen Auseinandersetzungen der europäischen Geschichte erworben.

Memel ist seiner Gründung nach der südlichste Zipfel Kurlands. Die Anlage von Burg und Stadt 1252 bedeutet ein weitgestecktes politisches Programm des Schwertbrüderordens, und sie war wohl seine tapferste Gründung.

Im Jahre 1186 hatte die Christianisierung von Kurland und Livland begonnen. Riga war 1201 gegründet worden, 1202 hatte der Bischof Albert von Riga den Schwertbrüderorden ins Leben gerufen. Nach der raschen Bekehrung des livländisch-kurländischen Raumes drohte von Süden her ein gefährlicher Gegner: die heidnischen Litauer. Das war zu einer Zeit, als der Deutsche Ritterorden eben erst mit der Christianisierung Preußens begonnen hatte. 1231 überschritt er zum ersten Male die Weichsel. In Livland kam es inzwischen zu harten und für den Schwertbrüderorden außerordentlich verlustreichen Kämpfen, und der Schwertbrüderorden mußte sich 1237 mit dem Deutschen Orden verschmelzen. Er bildete nun eine eigene und sehr selbständige Ordensprovinz.

Zwischen den beiden Ordensgebieten klaffte nun noch ein breites heidnisches Gebiet: das noch nicht bekehrte Preußen und weiter nördlich land-

Spaziergang nach Strandvilla
von A.Aßmuß etwa 1880 gezeichnet

einwärts das litauische Sameiten. Es bildet einen Keil, dessen Spitze auf das Mündungsgebiet der Memel wies. Die Memel war schon damals eine wichtige Verkehrsader, und nordgermanische Waffenhändler versorgten auf diesem Wege die Litauer mit Waffen.

Hier bot sich nun — von Riga aus weit im Süden liegend — das Memeler Tief, Eberhard von Seyne, dem Beauftragten des Landmeisters von Livland, als günstigster Punkt für die Anlage einer Burg an. Wer hier saß, beherrschte und kontrollierte den ganzen Handel auf der Memel; denn das Memeler Tief ist ja tatsächlich die Mündung der Memel in die Ostsee. Memel war außerdem zwischen Riga und Danzig der einzige eisfreie Seehafen, und Memel sicherte den Strandweg von Livland nach Preußen. So schien, wenn der Orden politisch und militärisch stark genug blieb, für die neue, im Jahre 1252 gegründete Komturei Memel eine in vieler Hinsicht aussichtsreiche Zukunft anzubrechen.

Der Deutsche Orden war inzwischen in Preußen systematisch vorgerückt. 1255 wurde Königsberg gegründet, und 1276 wurde durch die Gründung von Ragnit an der Memel der Anschluß an das Ordensland im Norden gefunden. Die Kuren im Norden und die Preußen im Süden waren Christen. Aber an der Nahtstelle der beiden Provinzen tobte der Kampf gegen die Litauer weiter. Es zeigte sich, daß der weitausgreifende Traum erheblich über die Kräfte des Ordens hinausging. Es ist überhaupt erstaunlich, mit welch geringen Kräften diese Staatengründungen mit ihren imponierenden kulturellen Leistungen vollzogen wurden. Auch in seiner Blütezeit zählte der Orden in Livland wohl nicht mehr als 500 Brüder, und in Preußen sind es in der Zeit vor 1410 höchstens 700 Brüder gewesen.

Auch nach der Verschmelzung war die Ordensprovinz Livland nicht in der Lage, ihren ausgedehnten Besitz nachdrücklich zu verteidigen, und besonders die kühnste Gründung, die Memelburg, war weitgehend auf sich selber angewiesen. Resigniert heißt es in der Livländischen Reimchronik:

Die Mimmele was zu verne gelegen,
Got, der muste ir selbe pflegen.

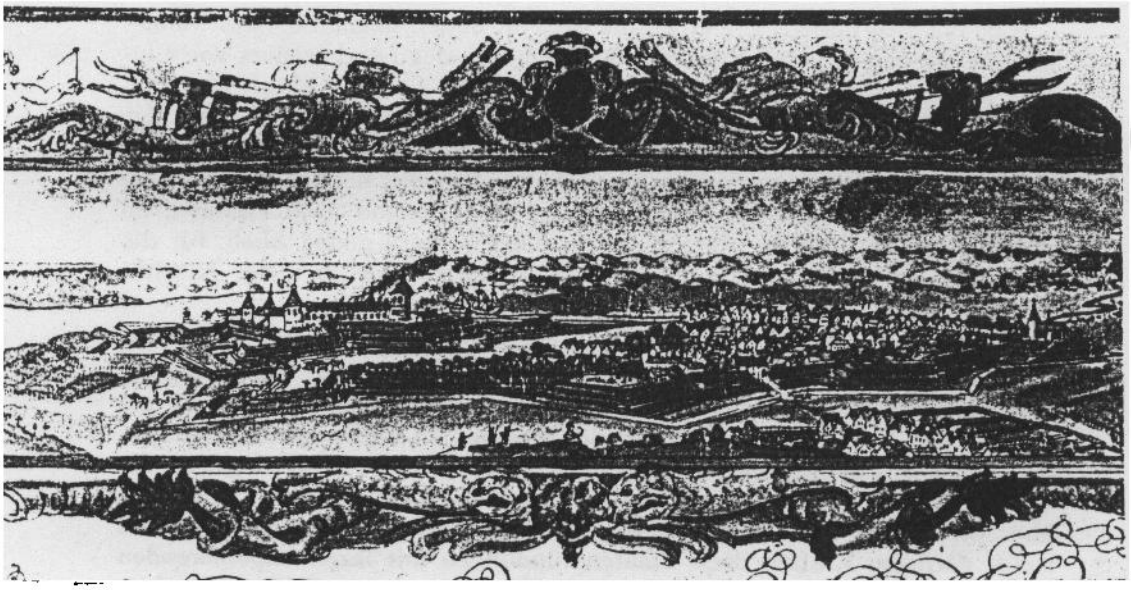
So bot im Jahre 1328 der Landmeister von Livland dem Deutschen Orden die Verwaltung der Memelburg an.

Dem Deutschen Orden war das Angebot sehr willkommen. So wurde Memel die älteste Stadt Ostpreußens. Und wie es bisher südlichster Eckpfosten Kurlands gewesen war, so wurde es jetzt nördlichster Eckpfosten Preußens.

Dieser Besitzwechsel, der allerdings kein Frontwechsel war, deutet schon das künftige Schicksal Memels voraus: Diese Gründung war von der Natur dazu bestimmt, militärisch und wirtschaftlich das Stromgebiet der Memel zu beherrschen. Sie konnte eine der großen Festungen und einer der bedeutenden Häfen an der Ostseeküste werden, wenn die politischen Verhältnisse ihr das zu ihr gehörige natürliche Hinterland schenkten. Aber dieses Glück wurde der Stadt nicht zuteil. Die Bekehrung und Unterwerfung Litauens durch den Orden gelang nicht, und so blieb Memel ein großartiger Hafen mit einem feindlichen Hinterland, eine Burg, die den jenseits der Wildnis beheimateten Litauern als ständige Drohung erscheinen konnte.

Memel wurde, statt der Mittelpunkt eines blühenden Handelsgebiets zu werden, gefährdeter Eckpfosten, eine Stadt am Rande. Und im Laufe seiner Geschichte stand die Aufgabe der Burg Memel immer wieder der Chance des Hafens Memel im Wege. Es ging immer nur das eine oder das andere. Und zum andern: Diese Stadt mußte deshalb bei allen Konflikten im engeren Staatswesen unbedingt und treu zur Staatsführung stehen und eine starke Regierungsgewalt bejahen, da innere Schwäche genau so wie äußere Schwäche sie ihre nationale Existenz kosten konnte.

Die verwaltungsmäßige Zugehörigkeit der Stadt zu Preußen seit 1328 brachte der Stadt keine Erleichterung. Nach wie vor stand sie im Mittelpunkt der Ordenskämpfe gegen Litauen, das sich dann 1386 mit Polen vereinigte und christlich wurde. Immer wieder wurde die Stadt berannt und verbrannt. Die Zeit nach der Niederlage von Tannenberg im Jahre 1410 war für den Orden voller innerer Schwierigkeiten. Der gefährlichste Konflikt war die Auseinandersetzung mit dem Preußischen Bunde, die zu einem 13jährigen Bürgerkriege von 1454 bis 1466 führte. Der Adel und die Städte fielen — zum Teil durch Drohungen der Bundesführung gezwungen — vom Orden ab und suchten Hilfe bei Polen. In diesen Kriegen blieb Memel dem Orden treu. Es wurde mehrfach von polnischen und litauischen Heeren von Land aus belagert, erobert und verbrannt, während Elbinger und Danziger Schiffe den Hafen blockierten und die Dangemündung durch Steine und versenkte Schiffe unbrauchbar zu machen versuchten. Diesen



Besuch wiederholten Danziger Schiffe dann noch einmal im Jahre 1520, nachdem Danzig ein paar Jahrzehnte vorher dem König von Polen den Lehnseid geleistet hatte. Die Reste der Steinbank aus jenen Jahren wurden erst im 19. Jahrhundert aus der Dangemündung geräumt.

Eine bessere Zeit schien für die Stadt anzubrechen, als im Jahre 1525 in Preußen die Reformation eingeführt und der bisherige Ordensstaat in ein weltliches Herzogtum umgewandelt wurde.

Nach der Beschreibung von Caspar Hennenberger vom Jahre 1595 können wir uns ein Bild von dem Ort machen:

„Ist ein gahr festes Haus mit gewaltigen Graben und Wallen, und daneben eine ziemliche Stadt, beyde mit dem Flus Tange umbgeben. Es hat auch gar ein gutes Tieff einzuschiffen. Das Schlosz leit an der gesaltzenen See, da der flus Tange das Schlos befleusst, und alda in das Curische Haff hart bey der See felt."

Aber wieder sorgten die europäischen Konflikte dafür, daß die Stadt am Rande sich ihrer gefährlichen Lage bewußt blieb.

Im Schwedisch-Polnischen Kriege (1621—1629), an dem Kurfürst Georg Wilhelm als polnischer Lehnsmann teilnahm, mußte Memel im Waffenstillstand von Stuhm auf 6 Jahre den Schweden überlassen werden.

Das war trotz hoher Kontributionen eine Zeit der wirtschaftlichen Blüte für Memel. Es gehörte jetzt zum Machtbereich des führenden Staates des europäischen Nordens und war frei von allen unnatürlichen Klammerungen der Grenzen. Es war vorübergehend keine Stadt am Rande mehr.

Auch das gehört mit zum Schicksal des Hafens Memel: seinen größten Aufschwung erlebte er immer in Kriegs- und Krisenzeiten und zwar dann, wenn die Festung Memel nicht wichtig war, ja, oft sogar, wenn die Stadt sich in Feindeshand befand.

So war es im Schwedisch-Polnischen Kriege, als die Stadt schwedisch war, so im Siebenjährigen Kriege, als die Stadt russisch war. Eine sehr günstige Zeit für Memel war der Nordamerikanische Freiheitskrieg, als in Memel Holz, Flachs, Munition u. a. an alle kriegführenden Mächte umgeschlagen wurde. Später dann zur Zeit der Kontinentalsperre erlebte Memel durch den Schmuggel eine Hochkonjunktur. Und eine Hochkonjunktur gab es auch während des Krimkrieges, als wegen der Blockade der russischen Häfen durch die Engländer ein Großteil des gesamten russischen Handels über Memel ging.

Memel war in seiner Geschichte einer der großen Kriegs- und Krisengewinnler. Die Kriege und die Krisen bauten die Stadt in großräumigere Wirtschaftsverhältnisse ein, als die Friedenszeiten ihr bieten konnten. Allerdings mußte die Stadt die wirtschaftliche Hochkonjunktur häufig mit dem Verlust ihrer Zugehörigkeit zum angestammten Staat bezahlen, und das bedeutete auf der Minusseite: Verlust der politischen Freiheit, Plünderungen, Verschleppungen und Drangsalierungen in der Stadt und auf dem Lande.

Simon Dach, geboren in Memel am 29. 7. 1605

Daß der Handel Memels sich bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts in normalen Zeiten nicht richtig entwickeln konnte, lag allerdings nicht nur an der Randlage der Stadt. Eins der stärksten Hemmnisse war künstlich: es war die schwere und mit allen Mitteln arbeitende Konkurrenz Königsbergs, das den aufblühenden Handel Memels fürchtete und die Handelsprivilegien der Stadt immer wieder anfocht. Das wurde erst anders, als der Große Kurfürst im Jahre 1657 der Stadt Memel das Privileg des freien und unbeschränkten Handels bestätigte. Memel bewies dem Kurfürsten seine Dankbarkeit, als Preußen 1660 von der polnischen Lehnshoheit frei wurde. Der preußische Adel und die Städte waren mit der neuen Ständeverfassung des Kurfürsten, durch welche ihre Rechte stark eingeschränkt wurden, nicht einverstanden. In dem Konflikt stand Memel auf der Seite des Kurfürsten, und einer der Rebellen, v. Kalkstein, wurde auf der Zitadelle von Memel hingerichtet.

Ein besonders herzliches Verhältnis bestand zwischen dem Kurfürsten und dem aus Memel gebürtigen Dichter Simon Dach, der in Königsberg als Professor lebte und ungewöhnlich beliebt war.

Übrigens existierte aus jenen Jahren, das sei am Rande erwähnt, im Archiv der Stadt eine interessante Aufzeichnung: Ein Ackerstück auf den Bürgerfeldern gehörte Meister Hans Kant. Es ist der Großvater des Philosophen.

Im allgemeinen konnte Memel mit der Entwicklung seines Handels im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts zufrieden sein. 1757 wurden 400 eingelaufene Schiffe notiert, 1788: 811, 1807: 1404.

Im Jahre 1799 heißt es denn auch in einer Schrift: „Bemerkungen eines Reisenden über einen Teil von Ost- und Westpreußen": „Memel, nicht so groß im Umfang als Tilsit, ersetzt das, was ihr an Größe gebricht, durch unweit schönere Gebäude, kunstvollere Vergnügen, Glanz und Pracht."

1807 schreibt ein Herr v. Ziethen: „Fast alle Gebäude sind massiv und mit Fenstern von einer Art Spiegelglas. Das unterste Stockwerk ist hoch über der Erde, wegen der Kaufmannskeller, und es führen große Frey Treppen von Feldstein, die besser behauen sind als die Freiwaldener, hinan. . . .

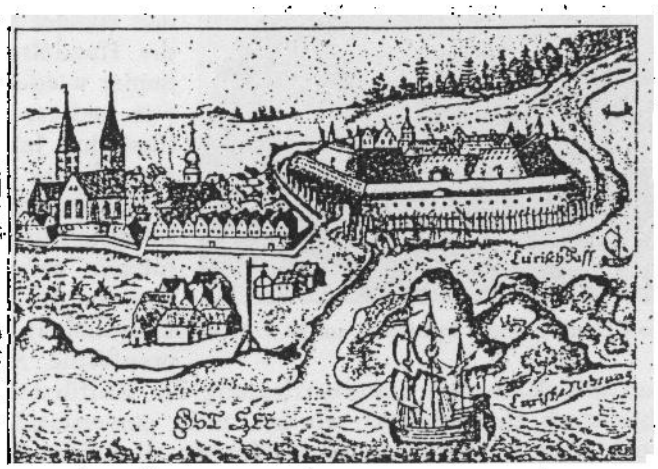
Die neuen Gebäude sind in neuesten Berliner Geschmack gebaut, jedoch mit Verzierungen überladen . . ."

Wieder aber sollte Memel in jener Zeit an seine Randlage erinnert werden, die es immer so sehr die jeweiligen politischen Verhältnisse seines Landes spüren ließ. Seit dem 7./8. Januar 1807 weilte die preußische Königsfamilie in Memel, der einzigen preußischen Stadt, die von den Franzosen nach dem unglücklichen Kriege unbesetzt geblieben war. Die Stadt, die schon seit der Ordenszeit immer in einem besonderen Treuverhältnis zu ihren Herrschern gestanden hatte, war nun ein Jahr lang letzte Zuflucht und Residenz. Sie war eine arme Hauptstadt, überfüllt durch Tausende von Soldaten, welche auf der Nehrung oder zu Schiff nach Memel geflüchtet waren, überfüllt durch Flüchtlinge aus der Provinz. Mitte Juli 1807 wurde York Gouverneur von Memel, Stein Oberpolizeidirektor.

Der Wiederaufbau Preußens nahm von hier seinen Ausgang. Die Memeler haben trotz der großen Schwierigkeiten, die jene Zeit mit sich brachte, bis auf unsere Tage eine lebhafte und freundliche Erinnerung an jenes Jahr bewahrt. Die königliche Famile hatte ein sehr gutes Verhältnis zur Memeler Bürgerschaft, und es gab bis zur Vertreibung 1945 noch eine Menge von Erinnerungsstätten, von Erinnerungsstücken und einige Anekdoten, die von jenem Aufenthalt Kunde gaben.

So spiegelte die Wahl Memels als Hauptstadt Preußens das politische Elend des Staates wieder. Die Reformbewegung, die dann von dieser Provinzstadt ihren Anfang nimmt, zeigt gleichzeitig, welche starken inneren Kräfte in dem zerschlagenen Staatswesen noch vorhanden sind. Und die Verhandlungen, die hier zwischen Friedrich Wilhelm III. und dem Kaiser Alexander geführt werden, rücken die Stadt in den Brennpunkt der europäischen West-Ostspannung jener Zeit, die damals die Namen Frankreich-Rußland trägt, wobei Frankreich die Unterdrückung und Rußland die Freiheit bedeutete.

Und noch in einer anderen Beziehung rückte Memel damals in den Vordergrund, nämlich durch seine Bedeutung als Hafen für englische Waren zur Zeit der Kontinental-



Memel im 17. Jahrhundert
Stich nach Hartknoch

sperre. Mit Einverständnis des preußischen Staates und durch Bestechung des französischen Konsuls entwickelte sich der Schmuggel in Memel, begünstigt durch die Nähe Rußlands, in unvorstellbarem Maße.

Generalfeldmarschall v. Boyen schreibt in seinen Erinnerungen: „. . . Wenn der Kaufmann seine Doppellizenz erkauft hatte, holte er von den schwedischen Küsten das verpönte Bedürfnis und brachte die mit einer erlaubten Ware überdeckte und auch so verteuerte Ware nach Hause. Ich weiß, daß der Staat auf diesem Wege sehr anschauliche Summen zog, die dem fortlaufend erschöpften Kassenzustande sehr erwünscht waren, ich weiß auch, daß die französischen Konsuln dabei unverschämt reich wurden."

In Memel kam es damals zu einem kühnen Piratenstück: Die Zollschaluppe der Franzosen wurde von einem Schmuggelschiff gekapert, und die Franzosen mußten mit nach England.

Damals wurde der ganze Osten Europas bis Triest über Memel mit englischen Waren versorgt. Auch falsches Geld wurde von England eingeschmuggelt. Im Jahre 1852 fand man beim Legen eines Fundamentes zweieinviertel Scheffel falsche Fünfschillinge und eine viertel Metze Halbgulden.

Wie hoch damals der Reichtum der Stadt eingeschätzt wurde, geht daraus hervor, daß Napoleon für das Jahr 1807 von Königsberg eine Kriegskontribution in Höhe von 500 000 Talern verlangte, von Memel in Höhe von 375 000 Talern, und von der ganzen übrigen Provinz genau so viel wie von Memel. In einem Königsberger Gutachten aus jener Zeit heißt es: „. . . in Memel werde viel größerer Aufwand getrieben, und es seien viel reichere Kaufleute dort." Unter anderem wird ein Stadtrat erwähnt, der 1 000 000 Taler hinterlassen habe. Die Königsberger schätzten als freundliche Nachbarn den jährlichen Handelsgewinn Memels auf 480 000 Taler, die Memeler den Königsbergs auf 971 379 Taler!

Inzwischen lag der Krieg mit Rußland in der Luft. Im Juli 1812 war York mit seinen Bataillonen in Memel. Er verabschiedete sich, als er nach Rußland zog, von dem Bürgermeister von Memel mit den vielsagenden Worten: „. . . es werde noch alles gut gehn."

Theodor v. Schön, der Oberpräsident von Ostpreußen und enge Mitarbeiter Steins, hatte schon am 25. 3. 1812 den Memeler Polizeidirektor zum „Regierungsstellvertreter und Administrator des Bezirks" ernannt für den Fall, „daß feindliche Truppen die übermemelsche Gegend besetzen und die officielle Communication dieses Distrikts mit der hiesigen Regierung gehemmt werden sollte."

So war für den Fall der Niederlage Napoleons in Rußland schon alles vorbereitet.

Am 27. 12. 1812 erschien dann ein russischer Parlamentär vor Memel und forderte die Stadt zur Übergabe auf. Die Befreier wurden froh begrüßt. Am 28. 12. 1812 wurde die Stadt festlich illuminiert, und zu Ehren des russischen Oberbefehlshabers, des Marquis Palucci, fand ein Diner mit an-

Yorck rechtfertigt die Konvention von Tauroggen

schließendem Tanz statt. So war Memel noch vor Yorks Konvention zu Tauroggen auf die Seite Rußlands übergetreten.

Allerdings hatte Memel wenig Freude an den Befreiern. Palucci hielt sich nicht an die Kapitulationsbedingungen und behandelte Memel als eroberte Stadt.

In einem Bericht Paluccis an den Zaren vom 8. 1. 1813 heißt es, „eigentlich sei die Weichsel Rußlands Grenze, indes fordere die Klugheit für alle Fälle, die noch eintreten könnten, sich auf eine weit weniger vorteilhafte vorzubereiten. Nach diesem Grundsatz habe er geglaubt, durch Anordnungen, die er getroffen, es mit Memel allmählich einleiten zu müssen, daß es ein Teil der russischen Grenze werde, natürlich, ohne dem preußischen Hof geradezu ein Ärgernis zu geben."

Das Ärgernis blieb aber nicht aus. Palucci verbot den Memeler Behörden die Zusammenarbeit mit den preußischen Behörden und verwies sie an die Petersburger Oberbehörden. Der Memeler Polizeidirektor als Regierungsstellvertreter gehorchte nicht. Es kam zu stürmischen Verhandlungen. York protestierte bei Palucci, v. Wittgenstein und Kutusow. Von Schön äußerte damals sehr ärgerlich über die Bundesgenossen, „. . . daß wir die asiatische Apathie nicht weniger hassen als die französische Despotie." Stein erreichte es dann durch direkte Vorstellungen beim Zaren, das Paluccis Anordnungen zurückgenommen wurden.

Mit dieser Episode, die vorläufig noch ganz am Rande der offiziellen Politik nebenherlief, klang drohend etwas Neues auf, neben dem die bisherigen Auseinandersetzungen mit Polen und Litauen sich nur wie harmloses Vorgeplänkel ausnehmen sollte: der Anspruch einer ungeheuren neuen Großmacht, die inzwischen entstanden war.

Aber noch war es 100 Jahre zu früh.

Im 19. Jahrhundert erlebte die Stadt nur einmal, im Krinkrieg, eine kurze fieberhafte Blütezeit. Der Große Brand, der vom 4. bis 6. Oktober 1854 gerade in dieser Zeit riesiger Handelsgeschäfte Memel zerstörte, wurde schnell und leicht verwunden. In der Memeler Kaufmannschaft wollte die Vermutung nicht verstummen, dieser Brand habe mit dem Krimkriege unmittelbar zu tun gehabt und habe politische, mindestens aber wirtschaftspolitische Ursachen gehabt.

Im übrigen ging die Entwicklung im großen und ganzen an der Stadt vorbei. Aus der Stadt am Rande wurde es mehr und mehr eine Stadt im Winkel. Rußland baute Libau als Hafen aus, Tilsit entwickelte sich zu einer starken Konkurrenz am Memelstrom, die alte Poststraße Berlin—Petersburg wurde über Tilsit geführt: so verlor Memel immer mehr von seinem Hinterland und lag abseits von den alten Verkehrsstraßen. Die neuen Verkehrsstraßen — die Chaussee nach Tilsit, die Eisenbahnlinie und der Kaiser-Wilhelm-Kanal — wurden erst später fertig und boten für die Verlagerung des Handels nur geringen Ersatz.

An ihre frühere Bedeutung als Vorposten mochte die alte Stadt sich wohl nur erinnern, wenn sie ihren Reichstagsabgeordneten wählte: es war von 1867 bis zu seinem Tode im Jahre 1891 der Generalfeldmarschall Helmut v. Moltke.

So verging nach dem lebhaften Beginn das stillste Jahrhundert in der Geschichte Memels.

Die Niederlage des Deutschen Reiches im ersten Weltkrieg schloß eine Epoche der Geschichte ab und leitete eine neue Epoche ein, die auch heute noch nicht abgeschlossen ist. Eins ihrer Merkmale ist, daß auf der Erde die Grenzen ins Fließen kamen, die Grenzen aller Art. Nach langen Jahren, zum Teil erst wieder nach Jahrhunderten, erschienen die baltischen und slawischen Staaten wieder neu auf den Landkarten und auf den politischen Schachbrett. Nun wurde auch Memel wieder aus seinem provinziellen Winkeldasein herausgerückt und wurde wieder ein Thema internationaler Verhandlungen. Die Stadt am Rande spürte wieder, wie eng sie mit dem Schicksal ihres Landes verbunden war: jede Niederlage gefährdete ihre nationale Existenz.

Wieder, und dieses Mal mit einem ganz anderen Nachdruck, klang die Forderung auf, die vor 100 Jahren schon einmal aufgeklungen war: die Weichsel als Grenze Deutschlands. In diesem Zusammenhang war ja schon vor 100 Jahren versucht worden, die Stadt Memel aus dem preußischen Staate herauszulösen.

Das alles ging nun beim Versailler Frieden als der ersten Etappe auf diesem Wege einer schrecklichen Verwirklichung entgegen. Polen setzte sich an der Weichsel bis zu Ostsee fest, das Gebiet nördlich der Memel wurde als sogenanntes Memelgebiet vorläufig Mandatsgebiet des Völkerbundes. Eine spätere endgültige Regelung behielt sich der Völkerbund vor. Ein verstümmeltes Ostpreußen mit ein paar Resten von Westpreußen trieb wie eine bröklige Eisscholle in dem entfesselten Meer der östlichen Völker.

Das Selbstbestimmungsrecht galt für Deutsche nur in Ausnahmefällen. Auch die Bevölkerung des neuen Memelgebietes war nicht gefragt und nicht befragt worden. Die 700 Jahre alte Grenze Ostpreußens wurde zwischen Nimmersatt und Schmalleningken bis zur Memel eingedrückt. Im Jahre 1920 rückte der französische General Odry mit seinen Truppen in Memel ein. In seiner Begleitung befand sich ein polnischer Dolmetscher. Dieser Dolmetscher fand verständlicher Weise kein Betätigungsfeld, aber die Tendenzen der Abtrennung des Memelgebietes werden an dieser Gestalt deutlich. Sowohl Polen als auch Litauen beanspruchten Memel für sich, und den Siegern schwebte nach dem Plan des belgischen Außenministers Hymans (1921) als ideale Lösung eine polnisch-litauische Union als Umklammerung Ostpreußens vor. Memel sollte, nachdem die Union verwirklicht worden war, die Klammer schließen. Noch aber war es nicht so weit, und es kam auch ganz anders.

Alle diese Entscheidungen und Pläne begründeten sich in der alten politischen Faustregel: Macht ist Recht. Aber wie eh und je wurde diese Regel in die offizielle Terminologie übertragen. Für die 700jährige deutsche Stadt Memel und das Gebiet bis zur Memel mit zusammen 150 000 Einwohnern lautete die Terminologie, welche die Abtrennung rechtlich unterbauen sollte, überraschend: Selbstbestimmungsrecht der Völker.

Polen und Litauen legten bei den Pariser Verhandlungen Statistiken vor. Daß auch die Polen für das Memelgebiet solche ausgearbeitet hatten, wird meines Wissens sonst nirgends erwähnt. Mir erzählte davon 1935 der langjährige memelländische Landtagspräsident v. Dreßler, der seinerzeit Mitglied einer memelländischen Delegation in Paris war. Die polnischen Angaben waren leicht zu widerlegen. Die Litauer beriefen sich jedoch auf amtliche deutsche Zahlen, etwa auf eine Erhebung aus dem Jahre 1910, die für das Gebiet nördlich der Memel folgende Prozentsätze angab:

Deutschsprachige: 50,5 %
Litauischsprachige: 47,7 %
Zweisprachige: 1,5 %.

Diese Zahlen stimmen. Und trotzdem sind die litauischen Ansprüche geschichtlich nicht gerechtfertigt.

Als der Orden die Burg Memel gründete, war das umliegende Land spärlich von Kuren besiedelt, die mit den alten Preußen nahe verwandt waren. Wohl infolge Klimaverschlechterung war die früher größere Bevölkerungsdichte zu jener Zeit stark zurückgegangen. Die Siedlungsgrenze der Litauer verlief, wie z. B. aus Wegeberichten hervorgeht, gut 40 km und mehr ostwärts der späteren ostpreußischen Grenze. Das wohl fast menschenleere Land wurde nach und nach mit Deutschen besiedelt. Schon bei dem Verzichtfrieden des Ordens 1422 am Melnosee stand es fest: die Stadt und das Gebiet um die Stadt war unbestreitbar deutsch. Die Grenze, die damals

Das Borussia-Denkmal war preußisches Nationaldenkmal

das Ordensgebiet neu absteckte, war außerordentlich ungünstig. Die Landverbindung nach Livland wurde damals durch die Abtretung einer Strecke der Ostseeküste unterbrochen. Aber Memel beließ der siegreiche Gegner innerhalb des Ordensgebietes. Diese Grenze mit dem Zipfel nördlich der Memel bis hinauf nach Nimmersatt war dann bis 1920 die niemals bestrittene Grenze Preußens.

Ein Anspruch Litauens auf Memel und seine Umgebung wäre auch durch nichts vertretbar gewesen, denn damals sind Litauer in jenem Raum überhaupt nicht nachweisbar. Erst seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, als nach der Vereinigung Polens mit Litauen die sozialen Verhältnisse in Litauen immer schlechter wurden, setzte eine Bauernflucht nach Preußen ein, die dem polnisch-litauischen Adel sehr ungelegen war. Auf eine Beschwerde antwortete 1480 der Deutsche Orden, „die litauischen Bauern seien in Preußen zur Freiheit gelangt und dürften als freie Menschen nicht mehr in die Knechtschaft zurückgegeben werden, noch weniger ihre in Preußen schon frei geborenen Kinder. Vollends die Familien zu zerreißen, widerspreche der christlichen Moral".

In der Freiheit und Ordnung des Ordensstaates und später des preußischen Staates entwickelten sich die eingewanderten Litauer von ihren Brüdern jenseits der Grenzen fort. Sie waren von ihnen durch die kulturelle Überlegenheit unterschieden, durch das lutherische Bekenntnis und durch die Sprache, die infolge der ständigen Berührung mit den Deutschen bald eine Sonderform des Litauischen darstellte. Sie wurden im Gebrauch ihrer Sprache nie gehindert, sondern durch Sprachstipendien und Sprachenzulagen für Geistliche eher gefördert. So waren denn die preußischen Litauer in dem deutschen Kulturraum wohl geborgen, und sie dankten es ihrem Staate durch die Jahrhunderte mit einer unverbrüchlichen loyalen Gesinnung. Die königstreuen Litauer waren ein Begriff, der weit über Ostpreußen bekannt war.

Als daher im Jahre 1921 auf Anordnung der französischen Besatzung eine Elternbefragung an Volksschulen stattfand, gaben die Eltern eine politische Antwort. Für die litauische Sprache im Religionsunterricht stimmten 11,2 %, für litauischen Lese- und Schreibunterricht 2,2 %.

Die Trikolore über der Moltkestraße

Viel Lorbeer erwarben sich die Franzosen nicht, als sie 1920 - 1923 Memel besetzt hielten. Ob diese Poilus wußten, daß sie nicht die ersten Soldaten der „grande nation" auf diesem Pflaster waren?

Aufnahme: Inst. f. Ausl. Bez.

Diese Antwort gaben die Nachkommen der Litauer, die seit dem 15. Jahrhundert aus dem vereinigten Polen und Litauen in die Freiheit geflohen waren. Das Groteske war, daß Litauen sich auf eben diese seine verlorenen Söhne zur Begründung seines Anspruchs auf das Memelgebiet berief.

Da die demokratische Verfahrensweise fehlgeschlagen war, wählte Litauen nunmehr die Form der offenen Gewalt. Am 10. 1. 1923, einen Tag vor dem Einmarsch der Franzosen ins Ruhrgebiet, überschritten das 5. Infanterieregiment und die Kriegsschule Kaunas in Zivil die deutsch-litauische Grenze. Diese Aktion wurde der Welt als bewaffneter Aufstand der Memelländer mit dem Ziele eines Anschlusses an Litauen bekannt gemacht.

Die lebhaften Proteste der Memelländer erreichten es, daß eine englisch-französich-italienische Kommission die Verhältnisse untersuchte. Sie stellte am 6. 3. 1923 fest: „Die Ostgrenze des Memelgebietes, die frühere russisch-deutsche Grenze, stellt eine wirkliche Scheidewand zwischen zwei verschiedenen Zivilisationen dar. Mindestens ein Jahrhundert trennt sie voneinander. Es ist eine richtige Grenze zwischen Ost und West, zwischen Europa und Asien.

Diese Feststellung, die ja nun sicherlich nicht aus pro-deutschem Munde kommt, spricht etwas aus, was in deutschem Munde unendlich anmaßend geklungen hätte: in all den vielen Jahrhunderten, während deren der Orden und Preußen mühsam ihren Besitz kämpfend erhalten mußten, ging es hier oben im Grunde um viel mehr als um staatliche und dynastische Interessen. Hier oben wurde gleichzeitig immer auch für Europa die Stellung gehalten. Hier oben stimmte wirklich das so oft gebrauchte Wort von einem Spannungsfeld zwischen Ost und West. Und nach 700 Jahren wurde diesem Lande und der Stadt Memel von Engländern, Franzosen und Italienern bescheinigt, daß die Kämpfe, die Leiden, die Brände für Europa, ausgestanden worden waren. Ostpreußen war nicht nur ein Schild Deutschlands, es war der Schild Europas gewesen.

Aber die Folgerung wurde von den alliierten Mächten nicht gezogen.

Im Jahre 1924 wurde das Memelabkommen unterzeichnet. Es übertrug das Memelgebiet unter der Zusicherung der Autonomie an Litauen. Litauen betrachtete die Autonomie als Übergang zur endgültigen Einverleibung, die deutsche Bevölkerung als eine Hoffnung auf eine spätere Rückgliederung an Deutschland.

Das Verhältnis zwischen Litauen und der Bevölkerung des Memelgebiets, die angeblich durch einen bewaffneten Aufstand ihren Anschluß an Litauen erzwungen hatte, wird durch den Kriegszustand charakterisiert, der im Jahre 1926 verhängt wurde und bis 1938 dauerte.

Die deutsche Diktatur war für die Memelländer in ihrem Ausmaße gar nicht zu erkennen. Sie sahen die deutsche Not nur außenpolitisch. Von dem, was geschehen sollte, wußten sie nichts und konnten sie nichts wissen, und es hätte auch nichts geändert.

Der Staatsvertrag vom 22. 3. 1939 zwischen Deutschland und Litauen war sittlich und rechtlich ein gültiger Vertrag. Die Rückgliederung des Memelgebietes war eine Wiedergutmachung. So hat es auch die englische Regierung aufgefaßt, als sie in ihrer Note vom 15. 5. 1939 der Reichsregierung offiziell mitteilte, daß sie die deutsche Inbesitznahme Memels de jure anerkenne und einen britischen Vizekonsul in Memel ernenne. Der amerikanische Abgeordnete Reece nannte in einer Rede die Rückgliederung des Memelgebietes „das einmalige Beispiel einer rechtmäßigen und friedlichen Beseitigung eines in Versailles begangenen Unrechts." Das vergaß die Welt allerdings ein paar Jahre später wieder, als nach dem zweiten Weltkrieg die Grenzen Deutschlands nach dem Stande des Jahres 1937 bestimmt wurden.

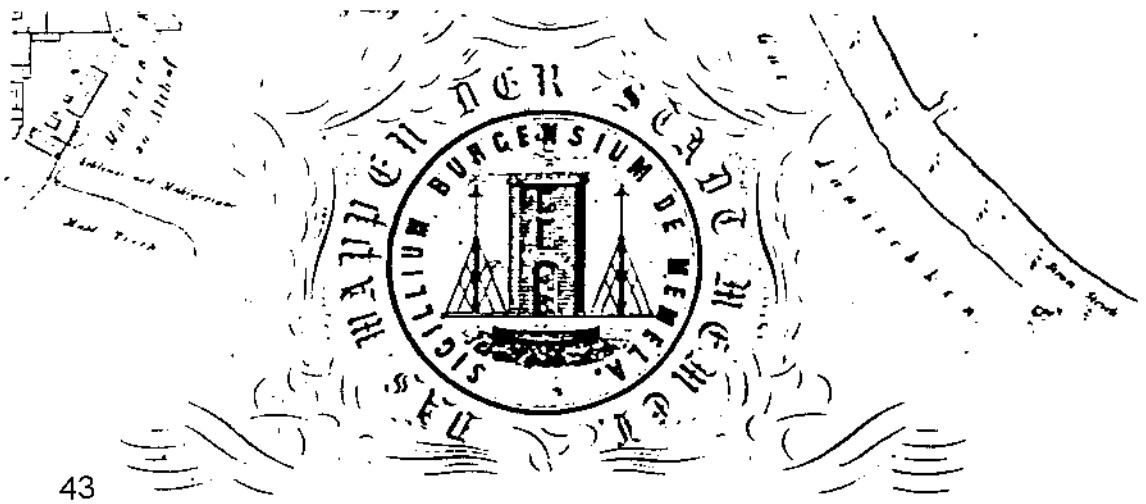
Nur ein halbes Jahr Frieden war der Bevölkerung der nun wieder preußischen Kreise vergönnt. Nach 6 Jahren lag die Stadt, wie schon so oft in ihrer Geschichte, verbrannt, verödet und blutend, an Ordnung, Sinn und Gerechtigkeit verzweifelnd am Boden.

Der Krieg, der 1939 entbrannte und der sich um ganz anderer Fragen und Probleme willen zu einem zweiten Weltkrieg entwickelt hatte, war, wie sich bei seinem vorläufigen Ende im Jahre 1945 allmählich herausstellte, der Beginn einer ungeheuren Auseinandersetzung zwischen Ost und West gewesen. Die Politiker des Westens hatten das damals noch nicht erkannt. Vor etwas mehr als 100 Jahren war zum ersten Male der Ruf nach der Weichsel als Grenze des Ostens laut geworden. 1918 war diese Forderung dann teilweise Wirklichkeit geworden. 1945 wurde sie als viel zu unerheblich schon gar nicht mehr gestellt. Die Elbe wurde Grenze Deutschlands, und erst spät begann man in Europa zu begreifen, daß es auch die Grenze Europas sei. Niemand von uns weiß, welches die nächste Etappe sein wird.

Memel ist heute eine Stadt der litauischen Sowjetrepublik. Aber Litauen hat dort keinerlei Einfluß. Memel ist eine russische Stadt. 700 Jahre lang war die Stadt Vorposten Preußens, Vorposten Europas. Heute liegt Memel weit im Hinterland des Ostens, 700 km hinter der neuen Grenze zwischen Ost und West. Die Stadt soll heute 100 000 Einwohner haben, 95 000 sind Russen und Litauer. Die Stadt hat nun das Hinterland, das sie braucht. Sie soll außerdem einer der größten Fischereihäfen der Ostsee werden. Sie ist als Festung so stark wie nie zuvor. Es war ganz einfach: man brauchte nur 700 Jahre europäische Geschichte auszulöschen und die Grenze Europas 700 km nach Westen zu verlegen.

Was die westlichen Politiker in Jalta und Potsdam an Europa gesündigt haben, als sie Deutschland strafen wollten, das könnte nicht bloß vor einem Nürnberger Tribunal verhandelt werden. Es müßte schon ein Gericht sein, zu dem 700 Jahre als Zeugen geladen wären und ein gewaltiger Zug von Kirchen, Städten und Burgen, Dörfern und Gutshöfen, ein Zug von Ordensrittern und Geistlichen, von Kaisern und Königen, Herzögen und Kurfürsten, von Soldaten und Bauern, Bürgern und Arbeitern, die, ohne es zu wissen, dafür gesorgt haben, daß der Westen nicht spürte, daß es einen Osten gab. Und ehrenvoll würde unter ihnen Memel schreiten und seine Klage erheben.

Aber solch ein Gericht gibt es auf dieser Erde nicht.



Die alte Ordensburg am Haff mußte sich wie vor vielen hundert Jahren gegen die Litauer behaupten. Die Autonomie war ihre Verteidigungsmauer, die Landtagswahlen waren die Feldschlachten. Im Jahre 1925 erhielten die Litauer 2 von 29 Abgeordneten, 1927: 4, 1930: 5, 1932: 5, 1935: 5, 1938: 4. Diese Ergebnisse beweisen die überwältigende deutsche Mehrheit im Memelgebiet, sie zeigen aber auch die Unterwanderung im Laufe der wenigen Jahre.

Die Memelländer wählten während der Besatzungszeit von 1923 bis 1939 sechs Landtage, aber sie hatten 16 Direktorien, davon nur 4 deutsche. Das bedeutete folgendes: der litauische Gouverneur ernannte auf Grund des Status den Präsidenten des Landesdirektoriums, der dann seinerseits sein Direktorium zusammensetzte. Nach der Lage der Dinge waren die Präsidenten meistens Litauer, die ohne oder gegen den Landtag zu regieren versuchten. Daraus ergab sich dann immer wieder ein „verwaltungspolitisches Vakuum", wie ein Gouverneur es einmal genannt hat, das die Litauer nach Kräften auszunutzen versuchten.

Der Kriegszustand gab Litauen dann noch weitere Möglichkeiten, die Rechte der autonomen Verwaltung und die Freiheit der Bevölkerung einzuschränken.

Seine größte Härte erreichte der Machtkampf Litauens im Memelgebiet im Jahre 1934, als Hunderte von Memelländern verhört und über 100 verhaftet wurden. Vom Kriegsgericht in Kaunas wurden am 26. März 1935 83 zu Zuchthausstrafen und 4 zum Tode verurteilt. Die Todesstrafen wurden dann in Zuchthausstrafen umgewandelt.

Der Prozeß sollte vor der Welt beweisen, daß der Volkstumskampf der Memelländer eine vom nationalsozialistischen Deutschland gelenkte und provozierte terroristische Bewegung sei und daß die Memelländer illegale Beziehungen zum Reich unterhielten. Damit sollte die Realität des Volkstumskampfes, der von der ganzen Bevölkerung getragen wurde, beiseitegeräumt und als Agententätigkeit entlarvt werden. So wollte sich Litauen ein moralisches Alibi für seine Politik im Memelgebiet verschaffen.

In Wirklichkeit war es so, daß die Volkstumsbewegung 1920 ihren Anfang nahm. Sie entwickelte sich unter dem immer stärker werdenden litauischen Druck zu immer größerer Zielbewußtheit und Entschlossenheit. Sie wurde von allen Memelländern getragen, den deutschstämmigen und den litauischstämmigen.

Während der ganzen Zeit der Abtrennung schauten die Memelländer nach drüben „ins Reich", in Hoffnung und Erwartung.

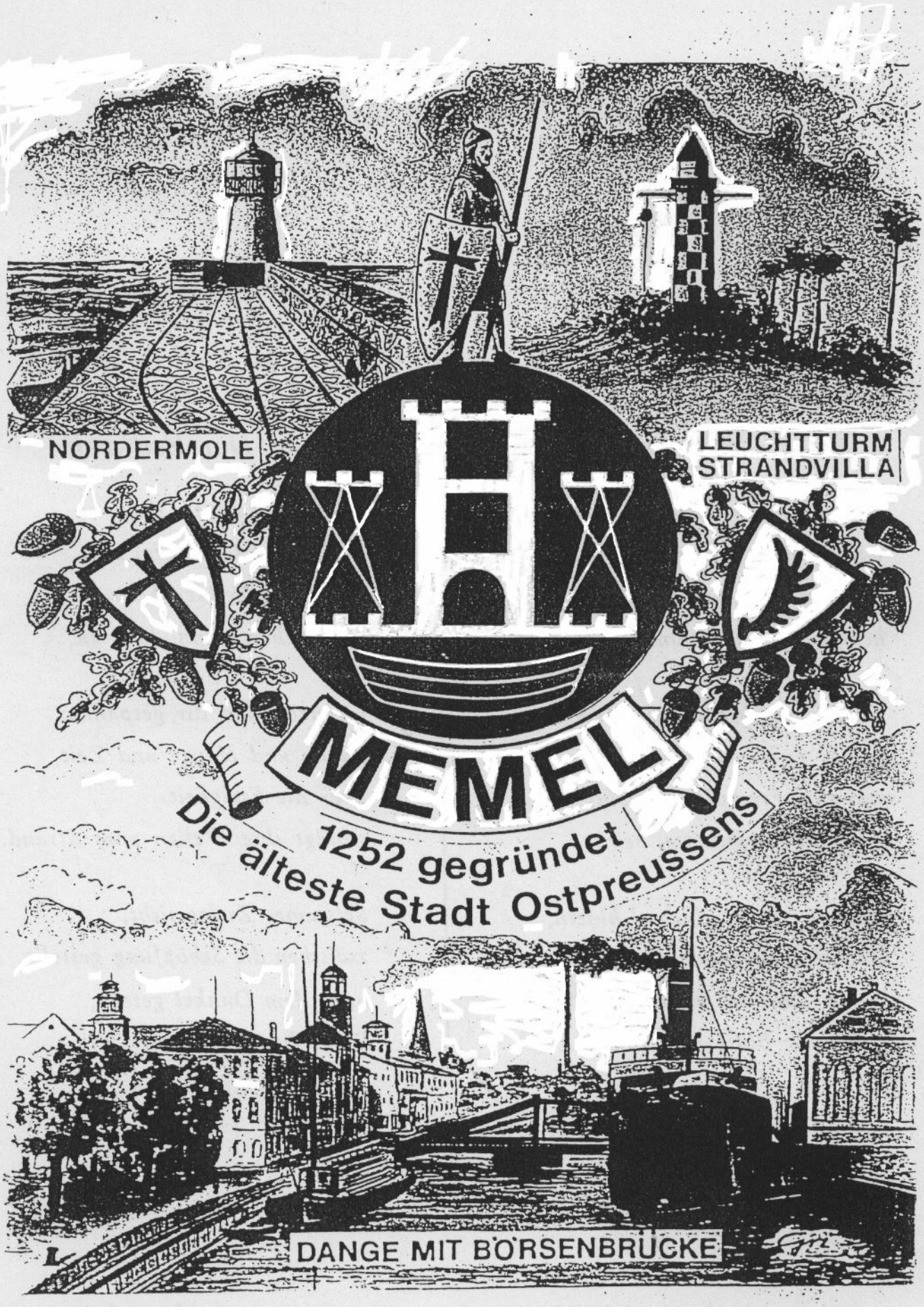
Es ist auch selbstverständlich, daß jede Regierung des Deutschen Reiches die abgetrennten Gebiete fürsorglich betrachtete und mit ihnen in Verbindung stand. Und wieder wurde es, wie seit Jahrhunderten, den Bewohnern jenes äußersten Zipfels deutschen Landes klar, wie sehr ihre nationale Existenz mit dem Schicksal des Reiches verbunden war. Jeden politischen Sieg, jede politische Schlappe des Reiches nahmen sie am eigenen Leibe wahr.

Sie erfuhren — wie ihre Vorfahren —, daß es Gemeinschaftsschicksale gibt, und sie nahmen es auf sich. Man hat keine Wahl, und man kann ihm nicht entrinnen. Und wer es doch versucht, der muß Verrat üben. Doch der Verräter verrät als ersten sich selbst.

Die Erfolge des Nationalsozialismus weckten in den von Deutschland abgetrennten Gebieten ringsumher neue Hoffnungen. Gerade auf sie übte die NSDAP einen Sog aus: die Lösung von den Fesseln von Versailles stand ja in ihrem Programm.

Was die Memelländer in ihrer Not brauchten, war ein starker Staat. Das war für alle, die dort lebten, eine Binsenwahrheit. Die Brände und Nöte der vergangenen 700 Jahre hatten es sie gelehrt. Ob Ebert oder Hindenburg oder Hitler: die Rückführung ins Reich war für die Memelländer ein Weg in die Freiheit, eine Erlösung aus der Diktatur.

So sah es 1939 aus, als die deutsche Regierung durch die fast 20jährige eindeutige Haltung der Memelländer moralisch in die Lage versetzt worden war, durch ihre Macht nun einmal dem Recht zu einem Siege zu verhelfen.


NORDERMOLE
LEUCHTTURM
STRANDVILLA
MEMEL
1252 gegründet
Die älteste Stadt Ostpreussens
DANGE MIT BÖRSENBRÜCKE

GEDICHTE VON GERHARD LIETZ

Schicksal

Wachs in dein Schicksal hinein
wie der Baum in den Grund,
suche in Dürre und Stein
heimlichen Quellenmund.

Was du wachsend durchdringst,
immer mehr wird es dein,
was zum Freunde du zwingst,
wird dir verankertes sein.

Wachs in dein Schicksal hinein,
kläglich macht dich die Flucht.
Eignes Schicksal allein
bringt dir Blüte und Frucht.

Der Erdkreis

Insel im Ewigen, du,
Ruheplatz Gottes im All,
fest im reißenden Schwall —
und gehörst ihm doch zu.

Grenzen sind dir gespannt:
Raum und Menge und Zeit,
aber die Ewigkeit
schlägt ihre Wellen zum Strand.

Seltsames Zwiegesicht,
zwischen die Schöpfung gestellt,
nahe dem Dunkel gesellt,
liegst du im ahnenden Licht.

Memeler Dampfboot 20.September 1954

Dr.Lietz sprach zum Auftagt der AdM—Jugendarbeit in Hannover

Das ganze Deutschland — unsere Aufgabe

Was uns bei unseren Heimattreffen zusammenführt und verbindet, ist natürlich in erster Linie die Vergangenheit: gemeinsame Herkunft, gemeinsames Erleben, gemeinsame Erinnerung — und außerdem ist es das gemeinsame Schicksal und wohl auch gemeinsame Hoffnung. Das mag für den Tag genügen. Aber bedenken wir: auf Erinnerung und Hoffnung baut sich kein Leben auf.

Das wollen wir ganz genau bedenken im Hinblick auf unsere Jugend. Die Jugend hat die Erinnerung an unsere Heimat kaum mehr. Die Jugend wächst in den neuen Boden ein und handelt für den Augenblick. Die Jugend hat recht: die Vergangenheit ist keine Aufgabe.

Was wir tun, um die Vergangenheit zu erhalten, wenn wir Brauchtum und Liedgut, Mundart, Bilder und Archivschätze bewahren, ist unendlich wichtig, nützlich und unentbehrlich. Aber die Jugend werden wir dadurch nicht gewinnen. Und selbst wenn wir sie gewännen, so genügte es nicht. Unsere Tanz- und Spielscharen, so erfreulich und notwendig sie im einzelnen sind, würden genügen, wenn wir bloß Gruppen von Heimattreuen Ostpreußen wären. Aber wir sind ja ganz etwas anderes. Wir sind Vertriebene. Wir haben nicht nur Erinnerungen, sondern Aufgaben.

Daraus folgt: Die Vergangenheit ist keine Aufgabe. Die Vergangenheit stellt Aufgaben. Wenn wir das klar erkennen und selbst unsere Aufgabe erfüllen, dann werden wir auch die Jugend haben, und nicht nur unsere Jugend, sondern auch die Jugend Westdeutschlands.

Herzensfeuer oder laue Gefühle?

Denken wir doch zurück an unsere Zeit zwischen 1920 und 1939. Wie klar und wie selbstverständlich war die Aufgabe für uns alle, alt und jung, wo wir standen. Welch eine begeisterte, zuverlässige Mannschaft war unsere Jugend! Und war es nicht auch schön so: die Volkstumsarbeit, das Risiko, bei dem man wußte, worum es ging? War es nicht auch gut so? Ach, wie hell und wie rein brannte das Feuer in unseren Herzen! Überstrahlte es nicht auch selbst die menschlichen Unzulänglichkeiten? Es war ein edler, ein sittlicher Kampf gegen Chauvinismus, Ungerechtigkeit und Größenwahn einer litauischen Machtgruppe, ein Kampf, der uns nie verführt hat, diese Männer etwa mit dem litauischen Volke zu identifizieren.

Was findet unsere Jugend dagegen in dieser Zeit vor? Abgewertet ist alles, was seit eh und je für das wahrhaft Menschliche galt: Ehre, Volkstum, Treue, Tapferkeit, Begeisterung und Opfer. Unendlich viel ist von Parteien und Publizistik dagegen gesündigt worden. Vermieden wird alles, was in unserem Volke so etwas wie ein wärmendes Gemeinschaftsbewußtsein hervorbringen könnte. Wir leben in einer Zeit der lauen Gefühle.

Vor 14 Tagen sprach ich im Harz angesichts der furchtbaren Demarkationslinie, die mitten durch Deutschland geht, mit einem jungen Grenzpolizisten. „Ach, wissen Sie," sagte er, „von mir aus kann das alles so bleiben, wie es ist. Ich will meine Ruhe haben." Jeder könnte mir ähnliche Gespräche entgegenrufen. Sie wollen hier ihre Ruhe haben. Und wir werden in unserer landsmannschaftlichen Arbeit wohlwollend und gern auf unsere Volkstums- und Brauchtumsarbeit abgeschoben. Die Vertriebenenpresse liest niemand außer uns. So stören wir die Ruhe hier am wenigsten. Aber wir dürfen keine Ruhe geben. Denn wenn wir Ruhe geben, werden sich, so müssen wir fürchten, nur wenige noch um das ganze Deutschland kümmern.

Und das ganze Deutschland, das ist unsere Aufgabe und die Aufgabe unserer Jugend, der ostdeutschen und der westdeutschen. Und das ist eine politische Aufgabe. Ja, es ist eine politische Aufgabe, für die wir Begeisterungsfähigkeit mitbringen müssen, denn diese politische Aufgabe ist zugleich ein Kulturauftrag.

Das ganze Deutschland ... Das ist ein Auftrag, den normalerweise seit 1945 das ganze deutsche Volk ergriffen haben sollte, ein Auftrag, der über Partei und Tagespolitik steht, der aber in jeder Partei und Tagespolitik spürbar sein sollte. Denn es ist der einzige Auftrag, den dieser provisorische Staat überhaupt hat.

Unsere verschwommenen Konzeptionen

Das ganze Deutschland, und wir fangen dabei mit einer ganz konkreten Aufgabe an: mit unserer Heimat. Gerade die besondere Lage unserer Heimat erfordert auch besondere Aufmerksamkeit. Denn gegenüber den verschwommenen Konzeptionen auf unserer Seite stehen die ganz bestimmten Forderungen und Behauptungen einer litauischen Gruppe von Chauvinisten, die mit unglaublicher Zähigkeit und mit großem Geschick vorgebracht werden. Diese litauischen Nationalisten werfen sich ihre Lügen wie Bälle zu und jonglieren mit diesen Bällen im Lichte der Weltöffentlichkeit — und wir? Wir schweigen dazu.

Bekannt sind uns die Forderungen und die Behauptungen, bekannt auch die Namen. Was uns aber bisher unbekannt war und erschrecken muß, ist die Tatsache, daß unsere Gegner sich bis ins deutsche Lager vorgearbeitet haben.

Der skandalöse Fall Monstavicius

Ich komme hier auf einen der skandalösesten Vorfälle zu sprechen, den sich ein Volk bisher geleistet hat: Es ist die Doktorarbeit des litauischen Staatsanwalts Monstavicius, bei der die juristische Fakultät der Universität Heidelberg sich zur Handreicherin litauischer Geschichtsfälschungen gemacht hat.

Wir Älteren erinnern uns noch daran, und unsere Jugend muß es auch wissen? Monstavicius war der zweite Staatsanwalt im Kownoer Kriegsgerichtsprozeß. Er war ein böser Deutschenhasser, der auch für die körperliche Mißhandlung einiger Angeklagter verantwortlich ist. Im Zuge der Umsiedlung der Deutschen aus den Baltischen Staaten entdeckte er plötzlich seine deutsche Verwandschaft, da er, wie er selbst gesagt hat, lieber in ein deutsches Kz. kommen als der russischen NKWD. in die Hände fallen wollte. So wurde er Volksdeutscher und siedelte 1940 freiwillig nach Deutschland um.

Das nationalsozialistische Deutschland hat sich damit begnügt, ihn ins Kz. zu sperren. 1945 wurde er dann wieder Nationallitauer, ein verschlepptes Opfer, ein Märtyrer seiner Volkszugehörigkeit. Als ein solcher wirkt er nun im Ausland. 1948 hat er dem inzwischen verstorbenen Professor Radbruch in Heidelberg eine Doktorarbeit abgeliefert, die den Titel führt: Der memelländische Prozeß. Ich habe die Arbeit studiert. Sie können sich mein Erstaunen vorstellen, als ich die Anklageschrift wiedererkannte, auf Grund deren ich damals mit vielen anderen Memelländern zu erheblichen Zuchthausstrafen verurteilt worden war. Sie liest sich wie ein Spuk. Was ist inzwischen alles an Not und Krieg und Umwälzungen über die Erde gerast. Monstavicius aber gehört zu denen, die nichts vergessen und nichts hinzugelernt haben.

Ja, es war wirklich die wörtliche Übersetzung der Anklageschrift von damals, mit einer historischen Einleitung und einer zusammenfassenden Übersicht versehen. Außerdem ist ein Vergleich des litauischen Strafrechts mit dem deutschen hinzugefügt worden. Die Anklageschrift eines Staatsanwalts als Doktorarbeit! 169 Schreibmaschinenseiten.

Doktortitel für faustdicke Lügen

Ich darf Ihnen einige Stellen aus der Arbeit anführen, damit Sie erfahren, wofür Monstavicius den deutschen Doktortitel bekommen hat:

Wir erfahren (S. 4), daß Memel im Volksmunde Klaipeda genannt und als Zwingburg empfunden wurde. Wir lesen (S. 7), daß der Ritterorden „nur mit Feuer und Schwert taufte". Polen dagegen habe „auf friedlichem, christlichem Wege" das Christentum in Litauen eingeführt. In dem Frieden von Melnosee 1424, den der damals sehr schwache Ordensstaat mit dem mächtigen Witold schloß, verzichtete der litauische Großfürst bekanntlich auf Memel, weil Memel nicht auf litauischem Gebiet lag. M. erklärt das so, daß Witold „nur mit Rücksicht auf einen guten Frieden dies Opfer" gebracht habe (S. 15).

Im 1. Kapitel seiner Arbeit führt dann Monstovicius ausgerechnet Clémenceau als Kronzeugen an. Es ist jene bekannte Antwort auf den Protest des Deutschen Reiches gegen Artikel 99 des Vertrags von Versailles: „Die alliierten und assoziierten Mächte sind nicht in der Lage anzuerkennen, daß die Zession des Memellandes dem Nationalitätenprinzip widerspricht. Das Gebiet, von dem die Rede ist, war immer litauisch, seine Bewohner nach Sprache und Abstammung in der Mehrzahl litauisch".

„Frankreich", so heißt es dann dramatisch weiter, „überzog das Land mit Garnisonen". (S. 18): „Den Litauern des Memellandes blieb kein anderer Ausweg übrig, als ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen. Am 10. 1. 1923 zwangen die Litauer des Memellandes manu militari die französischen Besatzungstruppen zum Abzug und übernahmen die Verwaltung des Gebiets."

Das 2. Kapitel trägt die Überschrift: Förderung des Deutschtums und Rückkehrgedankens im Memelland durch die Weimarer Republik. Dort werden die Vorwürfe wiederholt, die wir schon aus der Anklageschrift kennen:

1. Die Abfindung der deutschen Beamten, die als Beeinflussung im Sinne Deutschlands ausgelegt wird.

2. Die Gründung der Landschaftskank, die nach der Schrift die Aufgabe hatte, Industrie, Handel und Handwerk in deutschem Sinne zu beeinflussen, ferner die Gründung der Agraria, die dieselben Funktionen in Hinsicht auf die Landbevölkerung hatte.

3. Die Gründung der Viehverwertungsgenossenschaft.

4. Die angebliche Finanzierung der deutschen Presse im Memelland durch Reichsgelder.

5. Die Tätigkeit der Gesangvereine, Sportvereine, Kriegervereine, des Kulturbundes und die angebliche Finanzierung der memelländischen Landtagswahlen durch das Deutsche Reich.

Wahlen unter deutscher Vergewaltigung?

Noch schlimmer wird es dann im 3. Kapitel mit der Überschrift: Förderung des Umsturzgedankens, Bildung von Umsturzorganisationen und Kampfgruppen und Vorbereitung zum bewaffneten Aufstand durch den Nationalsozialismus.

S. 30. (Wir befinden uns im Jahre 1932) heißt es: „... unter diesen Umständen waren die Wahlen zum memelländischen Landtag nicht mehr der Ausdruck freien Volkswillens. Der Wähler im Memelland war nicht mehr frei von Furcht... er mußte befürchten, daß das Memelland jederzeit an Deutschland zurückgegeben werden könnte und daß es ihm dann schlecht ergehen würde, wenn er litauisch gewählt hätte. Dieser seelische Druck war der wichtigste Faktor, der die nationale Widerstandskraft und die Treue zum Volkstum und Staat zerbrach. Darum ist es nicht verwunderlich, daß trotz einer litauischen Volksmehrheit im Memelland eine nennenswerte Zahl litauischer Bewohner deutsche Listen gewählt hat. Der letzte Landtag, in dem die deutschen Parteien die absolute Mehrheit hatten, war die Frucht dieser seelischen Vergewaltigung der Wählermassen."

S. 55. „So wurde Ende 1933, als die Sovog und die CSA. ihre Stellung im Memelland endgültig gefestigt hatten, beschlossen, in den Schulen die deutsche statt der litauischen Unterrichtssprache einzuführen."

Eine bombastische Parallele muß dazu dienen, die angebliche Gefährlichkeit der beiden Organisationen zu unterstreichen. (S. 148): „Durch die Inhaftierung und Anklage dieser Angehörigen der beiden Organisationen und die gleichzeitige Auflösung beider NS.-Bewegungen trat eine gewisse Beruhigung ein, sodaß durch diese rechtzeitig getroffene Maßnahme eine Lage verhindert wurde, wie sie sich im gleichen Jahre in Österreich ergab, wo es zu bewaffneten Auseinandersetzungen und zur Ermordung des Bundeskanzlers Dollfuß kam."

Deutsche geben ihren Segen...

Treuherzig versichert Monstavicius auf (S. 150): „Litauen, das sich stets als rechtmäßiger Herr ansah, fühlte sich Deutschland gegenüber bei allen Auseinandersetzungen im Laufe der geschichtlichen Entwicklung als der Angegriffene und glaubte daher, in berechtigter Notwehr zu handeln, wenn es den memelländischen Boden nicht preisgab, sondern immer wieder um seinen Besitz kämpfte."

Schlangenbieder predigt Monstavicius dann in seinem 10. Kapitel: „Es erscheint mir — rückschauend und zugleich vorwärtsblickend — heute mehr denn je wünschenswert, ja notwendig, den Gedanken der Völkerverständigung im Sinne einer wahren, echten Toleranz und Humanität in den Herzen der Menschen zu verankern. Ein überspannter Nationalismus ist allemal ein schlechter Nährboden für die Entfaltung wahrer Duldsamkeit, und dieser Geist der Duldsamkeit muß zur Anerkennung aller Völker führen, denn ‚Raum für alle hat die Erde', und es gibt wohl trennende Länder, aber keine trennenden Völker."

Um diesen Höhepunkt von Heuchelei zu charakterisieren, reicht die deutsche Sprache nicht aus. Was das Tatsächliche angeht, so bedeuten diese letzten Sätze: Mit dem Memelgebiet in der Tasche sind wir bereit zur Völkerverständigung.

In Westdeutschland sprechen Regierungsvertreter daraufhin von „Kondominium" und Männer der Landsmannschaften von der „sekundären Bedeutung der Grenzen". Wir wissen, wie es sich in einem Kondominium lebt, in einem Lande, das unter gemischter Verwaltung steht. Hier sieht man: die Vergangenheit stellt Aufgaben. Sie wirkt in Gegenwart und Zukunft fort und verlangt Tätigkeit. Denn es ist doch so: Wenn sich Ansichten wie die des Staatsanwalt Monstavicius durchsetzen, wird uns oder unsern Kindern eine Rückkehr in die Heimat unmöglich. Diese vergangenen Dinge sind also keine „ollen Kamellen", über die es nicht mehr zu sprechen lohnt. Und wenn wir, die wir Bescheid wissen, es nicht tun, so tun es nur noch unsere Gegner, und Deutsche geben ihnen ihren Segen dazu.

Die Doktorarbeit von Monstavicius ist keine wissenschaftliche, sondern eine politische Arbeit. Es ist bedauerlich, daß die litauische Geschichtsfälschung dadurch einen Schein von Wissenschaftlichkeit erhält. Das muß uns alle auf den Plan rufen. Die Arbeit geht nicht nur gegen uns, sie geht gegen ein Stück deutscher Geschichte. Trotz des Verlustes unserer Heimat haben wir unser sittliches Recht auf sie noch niemals aufgegeben. Aber wir sind in der allergrößten Gefahr, auch das sittliche Recht auf unsere Heimat zu verlieren, wenn wir weiter zusehen, wie die Dinge gleiten, wie die Lügen unserer Gegner sich durchsetzen und wie das Interesse der Gesamtheit an unserm Recht auf die Heimat immer mehr verflacht. Wenn wir uns nicht mit allen Kräften dagegen zur Wehr setzen, wenn wir nicht mit allen Kräften unsere Jugend zu dieser Aufgabe erziehen, dann ist unsere Heimat, d. h. ein Stück Deutschland, endgültig verloren.

Verständnis für das litauische Volk

Bezüglich des historischen Teiles der Arbeit sei nur dies erwähnt: Das unglückliche Litauen ist jahrhundertelang durch Polen und Rußland unterdrückt und in seiner Entwicklung schwer gehemmt worden. Seinen schwersten Schlag hat es durch die diesmalige russische Besetzung erlitten. Fast seine gesamte Intelligenz ist ausgerottet worden, dazu hat es Hunderttausende seiner sonstigen Bevölkerung verloren. Litauen würde bei einer Befreiung bis zur Grenze seiner Leistungsfähigkeit angespannt sein, um auch nur seine Aufgaben in seinem eigenen Lande erfüllen zu können. Nun bereiten unverantwortliche Nationalisten wie Monstavicius psychologisch schon wieder ein neues Abenteuer vor: Die alten zweckbestimmten pseudohistorischen Begründungen werden wieder hervorgeholt, um unsere Heimat — und, wie wir wissen, fast ganz Ostpreußen — zu beanspruchen. Wir Memelländer haben uns trotz unserer schweren Jahre zur Zeit der litauischen Besetzung unser Verständnis für das litauische Volk stets bewahrt. Wir werden uns durch Leute wie Monstavicius in unserer Einstellung nicht beirren lassen.

Der memelländische Volkstumskampf

Das zum historischen Teil der Arbeit. Notwendiger aber ist es noch, das zurechtzurücken, was in der Sicht von Monstavicius völlig verzerrt erscheint: unser Volkstumskampf. In dieser Verzerrung liegt die Gefahr, daß wir vor der Welt ins Unrecht gesetzt werden. Und gerade das Charakterbild der Zeit von 1934—1939, überschattet vom Nationalsozialismus, schwankt ja ohnehin, von der Parteien Haß und Gunst verwirrt. So haben wir uns angewöhnt, darüber zu schweigen, um nicht mißverstanden zu werden. Aber Schweigen sieht nach Schuld aus.

Klarheit gegen Verwirrungsversuche

Die Vergangenheit stellt Aufgaben. Wie sollen wir sie, wie soll unsere Jugend sie erfüllen, wenn wir das Zerrbild zulassen?

Denken wir doch einmal zurück an jene Zeit, so wie wir sie damals erlebten. Brachte uns jene Zeit trotz der Wirrnisse, die wir nicht beschönigen wollen, nicht die Höhepunkte in unserem Behauptungswillen? Reinigen wir doch jene Zeit von dem Gestrüpp, das in der überhitzten Temperatur jener Tage und der Zeit nach 1945 um sie gewuchert ist. Erkennen wir doch vor allem die litauische Zweckpropaganda, welche die Welt, welche Deutschland, ja, auch unsere Kinder verwirren will.

Unsere Volkstumsbewegung, die 1920 ihren Anfang nahm, entwickelte sich unter dem immer stärker werdenden litauischen Druck zu immer größerer Zielbewußtheit, Reife und Einheitlichkeit. Sie wurde von allen Memelländern getragen. Während der ganzen Zeit unserer Abtrennung schauten wir nach drüben „ins Reich" mit dem Gedanken: Wann werden wir wieder deutsch? Es ist auch klar, daß jede Regierung des Deutschen Reiches die abgetrennten Gebiete fürsorglich beobachtete und mit ihnen in Verbindung stand. Jeden politischen Sieg, jede politische Schlappe des Reiches nahmen wir an unserem eigenen Leibe wahr.

Es ist selbstverständlich, daß der Erfolg des Nationalsozialismus auch in den von Deutschland abgetrennten Gebieten ringsumher neue Hoffnungen erweckte. Es ist auch selbstverständlich, daß die NSDAP. gerade auf die abgetrennten auslandsdeutschen Gebiete einen Sog ausübte: die Lösung von den Fesseln von Versailles stand ja in ihrem Programm.

Befreiung aus der Diktatur

Was wir ersehnten, war ein starkes Reich. So galt denn später bei unserer Befreiung unser Dank dem starken Reich, das unserer langen Unterdrükkung ein Ende machte und das für uns die Freiheit bedeutete. Wir jubelten Adolf Hitler zu, so wie wir Ebert oder Hindenburg zugejubelt hätten, wenn sie uns hätten befreien können. Wir waren ihm ehrlich dankbar. Denn Litauen war ja für uns die Diktatur. Und gegen diese Diktatur hatten wir gekämpft. Die deutsche Diktatur war für uns in ihrem Ausmaß gar nicht zu erkennen. Wir wußten nichts von dem, was geschehen war und geschehen sollte. Es ist unehrlich, heute so zu tun, als hätten wir es in unserer Gesamtheit wissen können oder als hätten wir damals das Wissen von heute gehabt.

Damals, 1933 und 1934, hatte der neue Staat mit genügend anderen, größeren außenpolitischen und innenpolitischen Schwierigkeiten zu kämpfen, als daß er sich um solch ein kleines Gebiet wie unsere Heimat überhaupt hätte kümmern können.

Diffamierung einer gerechten Sache

Seine Theorie, daß es sich bei CSA. und Sovog um von Deutschland gelenkte NS.-Parteien gehandelt hat, hätte Monstavicius 1948 korrigieren müssen. Denn nach der Rückgliederung des Memellandes im Jahre 1939 wurde keine der beiden Parteien als nationalsozialistisch anerkannt. Der Kampf der Memelländer wurde ausdrücklich als Volkstumskampf gewertet und nicht als Kampf für die Hitler-Bewegung — wie etwa der in Österreich. Sogar die Entnazifizierungsgerichte haben das gewußt.

Was macht nun Monstavicius aus diesen tatsächlich unerfreulichen Auseinandersetzungen, und was erzählt er man bedenke — was erzählt er heute darüber im Ausland (wobei er sich auf seine deutsche Doktorarbeit berufen kann)?

Im Memelgebiet" bestanden von Deutschland geleitete Terrororganisationen, die mit Mord und Waffengewalt das öffentliche Leben in unserer Heimat beherrschten und die im Begriffe waren, mit bewaffneter Hand einen Aufstand zu inszenieren.

Das schrieb er damals. Das erzählt er dem Ausland heute. Dabei war es der Anklagevertretung damals äußerst wichtig, die Hauptschuld an dem angeblich geplanten Aufstand auf Deutschland abzuschieben, um so den Anschein einer indirekten Aggression zu erwecken und unsern Volkstumskampf zu diffamieren. Damit glaubte die damalige litauische Regierung, zu einem vernichtenden Schlage gegen uns ausholen zu können.

Kownoer Prozeß einte uns

Das war allerdings eine Fehlspekulation. Die Anklagevertretung hatte zu weit ausgeholt. Deshalb waren ihre Beschuldigungen unglaubwürdig. Der Kern der Anklage, der bewaffnete Aufstand, war völlig hohl. Außerdem erfaßten die Verhaftungen offenkundig zu viele Männer, die keine Nationalsozialisten waren.

Die Reaktion der Memelländer erfolgte sofort: die große Verhaftungswelle stellte mit einem Schlage die Einheit der Memelländer wieder her. So blieb der Bruderzwist eine kurze, unerfreuliche, aber heilsame Episode. Die Substanz unserer Bevölkerung war davon unberührt geblieben.

Der alte Kampf der Litauer

Es wird uns heute, da wir den Abstand haben, deutlicher als damals, daß wir die wenigen Urheber des ganzen unglückseligen Wirbels als Fremdkörper in unserer geschlossenen Abwehrfront betrachten müssen. Immerhin hatten sie den Litauern eine wichtige Hilfe geleistet: Der Nationalsozialismus war ein neues zugkräftiges Etikett auf der alten Giftflasche, und so wurde denn der Kownoer Modellprozeß eine Sensation. Aber: nur das Etikett war neu. Es war der alte Kampf gegen das Deutschtum.

Erinnern wir uns doch:

1930: Gouverneur Merkys. Das litauische Direktorium Kadgiehn. Der Landtag spricht ihm sein Mißtrauen aus. Rücktritt des Direktoriums. — Das litauische Direktorium Reisgys. Der Landtag spricht ihm sein Mißtrauen aus. Auflösung des Landtages. Beschwerde vor dem Völkerbund.

1931: Verhandlungen Litauens mit den Unterzeichnermächten.

1932: Absetzung von Böttcher. Das Memelgebiet vor dem Völkerbundsrat. Das litauische Direktorium Simat. Der Landtag spricht ihm sein Mißtrauen aus. Auflösung des Landtages.

1934: Verhaftung von Schulrat Meyer, Absetzung von Dr. Schreiber. Absetzung des Oberbürgermeisters Dr. Brindlinger. Wir haben alle damals gut begriffen, worum es ging: nicht gegen Parteien und nicht gegen Einzelne, es ging gegen uns alle.

Vielleicht sind unter unseren Landsleuten einige, die sich wundern oder die sogar ein Ärgernis daran nehmen, daß ich dieser Zeit unserer Geschichte längere Ausführungen widme. Aber ich möchte es nochmals betonen: Es ist notwendig, daß wir angesichts der Fälschungen unserer Gegner die wahren Vorgänge jener Zeit stets gegenwärtig haben; es ist notwendig, daß wir jederzeit imstande sind, solchen Fälschungen entgegenzutreten; es ist vor allem notwendig, daß wir unserer Jugend das Bild unserer Vergangenheit unverfälscht vermitteln.

Die litauischen Nationalisten versuchen der Weltöffentlichkeit weiszumachen, daß das Deutsche Reich aus reinen Prestigegründen einen Machtkampf um das Memelland geführt habe. Die Bevölkerung des Memelgebiets sei durch eine dünne Schicht deutscher Agenten in Druck gehalten worden. Zur Zeit der Weimarer Republik sei das vornehmlich durch Geld, zur Zeit Hitlers durch politischen Terror geschehen. Immer aber sei diese Schicht von Agenten straff durch Deutschland gelenkt worden. Dadurch wird unser Volkstumskampf überhaupt geleugnet, und gegen diese Version müssen wir auftreten, wo immer sie uns begegnet.

Seien wir stolz!

Ich denke gern an jene Zeit zurück. Wir erinnern uns an die Septemberwahlen 1935. Es war der Triumph freiheitlichen demokratischen Denkens über den Kownoer Urteilsspruch. Die Einheitsliste war das Bekenntnis der deutschen Einigkeit im Memelgebiet. Wir denken an den memeldeutschen Kulturbund, der alle Memelländer umfaßte. Wir denken an den Tag, als der Kriegszustand aufgehoben wurde, wir denken daran, wie erhebend es war, als wir unsere Denkmäler endlich wieder aufrichteten.

Es war wert, dafür zu leben. Es war auch wert, dafür zu sterben. Seien wir stolz auf jene Zeit. Wir alle haben unsere Pflicht getan, gleichviel aus welchem weltanschaulichen Lager wir kamen, unsere Pflicht am „ganzen Deutschland".

Und ganz besonders stolz auf jene Zeit kann unsere damalige Jugend sein. Die Jugend kam, wenn sie gerufen wurde, ja, die Jugend **trug** den Volkstumskampf in starkem Maße. Denken wir doch zurück an die Wahlpropaganda, denken wir doch zurück an die eindeutige Haltung der Jugend in unsern Schulen, in unsern Vereinen. Die Jugend war politisch, weil sie wußte, daß es um ihr Vaterhaus, daß es um die Freiheit ging. Unsere Jugend dachte nicht in erster Linie an sich, sondern an die Gemeinschaft. Und ihr brachte sie **jedes** Opfer. Wie viele Jugendliche sind in der **ganzen langen** Zeit der Besetzung — nicht erst seit 1934 — eingesperrt worden.

Mit Trauer und Mitleid denke ich dabei an die jetzige Jugend, der man das Denken an die Gemeinschaft so weitgehend zerstört hat. Unsere Jugend wuchs in dem Bewußtsein auf, daß es selbstverständliche Pflichten gibt, Pflichten, die sie gern und mit Begeisterung auf sich nahm.

Immer wenn ich hier in Westdeutschland einmal auf unsern Volkstumskampf zu sprechen komme, dann leuchten meinen Tertianern und Sekundanern die Augen. Dann sagen sie neiderfüllt: „Das muß schön gewesen sein." Diese Jugend fühlt die Leere in ihren Herzen. Diese Jugend ist nicht glücklich. Und deshalb sucht sie all den verschiedenen minderwertigen Ersatz. Es gibt kein besonderes Problem der jetzigen memelländischen Jugend. Es gibt nur ein Problem der deutschen Jugend überhaupt. Wir haben es am eigenen Leibe verspürt, was Jugend vermag, wenn sie weiß, worum es geht. Wir Memelländer haben es in dieser Hinsicht besser als viele andere Deutsche. Wir können unserer Jugend aus unseren eigenen Erlebnissen heraus ein Erbe weitergeben an politischer Zielstrebigkeit, an einem starken Gefühl für Recht und Freiheit und eine hart erworbene Erkenntnis, daß Einheit stark macht.

Grundlagen eines neuen Europa

Vor 150 Jahren ist Memel nach dem Zusammenbruch Preußens die Hauptstadt des Reststaates gewesen. Die Keime des künftigen Deutschland waren dort gut aufgehoben. Von dort ist die geistige Erneuerung mit Schwung und Opferwilligkeit ausgegangen. Damals nahm die geistige Neuordnung Deutschlands — wie schon oft vorher — ihren Anfang im Osten. Lassen sie uns das nicht vergessen in einer Zeit, in der wieder die Hauptstadt eines Reststaats an die Peripherie des einstigen Staatsgebiets gerückt ist, diesmal an das entgegengesetzte Ende des alten Reichsgebiets.

Wir wollen in dieser Zeit in unserer Tradition fortleben und in unserer Tradition unsere Jugend erziehen. Als Stadt des Ordens, als Stadt und zeitweilige Hauptstadt Preußens, als Land, das sich jahrelang im Kampf gegen die Unterdrückung gewehrt hat, haben wir gelernt, diese alten schlichten Begriffe als die höchsten zu achten: Ehre,

Treue, Vaterland, Tapferkeit, Opfermut und Freiheit. Und auf ihnen — nur auf ihnen — kann sich auch ein neues Europa aufbauen.

Das sind die Aufgaben, welche die Vergangenheit uns stellt. Das sind die Aufgaben, die unsere Jugend in unserer Vergangenheit übernommen hatte. Und das sind die Folgerungen, die wir daraus ziehen sollten.

Immer, wenn wir von unserer Heimat sprechen, ist von Unruhe und Kampf die Rede. Unruhe und Kampf sind uns aufgezwungen gewesen. Die Welt ist seit unserer Vertreibung nicht besser geworden. Unruhe und Kampf beherrschen weiter die Welt. Unruhe und Kampf werden auch weiterhin unser Schicksal sein. Nehmen wir es auf uns. Niemand weiß, wann die Stunde unserer Heimkehr schlägt. Verhangen liegt die Zukunft vor uns. Lassen Sie uns nicht den Mut verlieren. Wie hoffnungslos sah unsere Lage in den Zeiten der Litauerherrschaft bisweilen aus. Wir haben den Mut auch damals nie verloren.

Wir wollen die Unruhe dieses Lebens und den Kampf um unsere Heimat wieder wie in der Vergangenheit gemeinsam tragen in Gottvertrauen und mit der alten Unverzagtheit um des ganzen Deutschlands willen. Wir wollen, wie schon einmal, beispielhaft sein für unser Volk, getreu jener alten Wahlparole vom Jahre 1935:

Wir fahren alle in einem Schiff
In Sonnenschein und Meeresstille,
Im Sturm durch Klipp und Felsenriff:
Ein Volk, ein Schicksal und ein Wille!

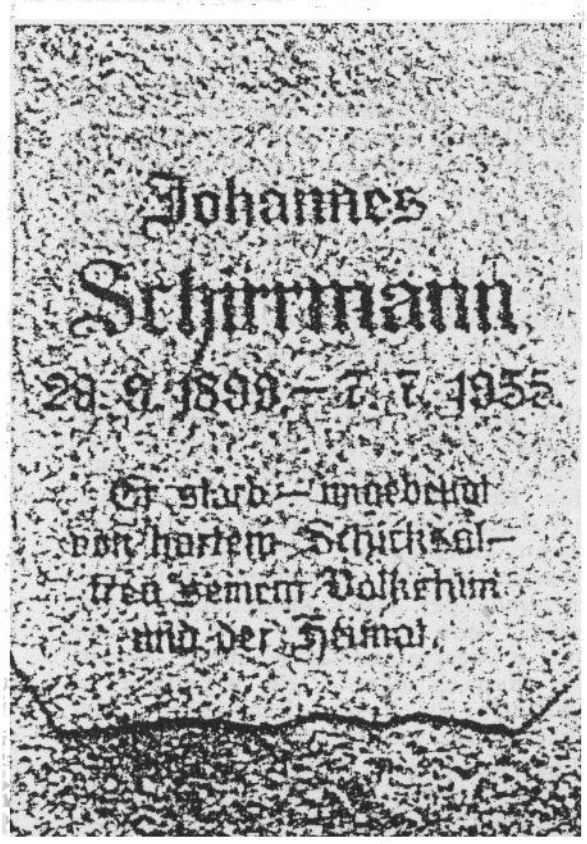
Johannes Schirrmann

Seinen Namen hörte man zuerst im großen Kriegsgerichtsprozeß in Kowno. Obwohl ihm nicht das geringste nachgewiesen werden konnte, wurde er zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. Er zog sich im Zuchthaus eine Blinddarmentzündung zu. Vergeblich hoffte der Schwerkranke, vierzehn Tage wand er sich in seinen Schmerzen und wartete auf die notwendige Operation. Kein Mensch verschaffte ihm Linderung oder Hilfe. Wie einen Schwerverbrecher packten ihn seine litauischen Henker, warfen ihn auf einen Wagen und brachten ihn endlich nach vierzehn Tagen von Mariapol nach Kowno ins Krankenhaus. Es kam nicht mehr zu einer Operation, die Ärzte konnten nur noch den Tod (Bauchfellentzündung) feststellen. Er starb als Märtyrer für das Memeldeutschtum.

Erst 40 Stunden nach seinem Tode wurden seine Angehörigen benachrichtigt. Weil die litauische Gefängnisverwaltung einen Proteststurm erwartete, wollte sie zuerst nicht einmal seine Leiche zur Beisetzung freigeben. Die Litauer wollten die öffentliche Beisetzung verbieten, konnten sie aber nicht verhindern. Weil das „Memeler Dampfboot" Tag und Stunde der Beisetzung bekanntgegeben hatte, wurde es von der politischen Polizei beschlagnahmt.

Das kleine Dorf Plicken hat wohl nie so viele Menschen gesehen wie an diesem sonnigen Julitag. Von nah und fern strömten die Menschen herbei, um dem Toten auf seinem letzten Gang die letzte Ehre zu erweisen. 135 Fahrzeuge hatten bis Mittag etwa 2500 Trauergäste nach Plicken geschafft. Alle Memelländer, die auf der Liste derer standen, die die Stadt Memel nicht ohne besondere Genehmigung der politischen Polizei verlassen durften, erhielten ein Teilnahmeverbot. Aber ihre Frauen gingen nach Plicken. Alt und jung, Männer und Frauen aus dem gesamten Gebiet, kleine Bauern mit Fuhrwerken waren gekommen, um von Schirrmann Abschied zu nehmen. Geschäfte und Büros wurden geschlossen; wer nicht selbst nach Plicken kam, sprach von Schirrmann. Die politische Polizei erwartete eine Provokation. Schon früh war ein Fahrzeug der politischen Polizei in Plicken. Die Beamten notierten die Nummer eines jeden Kraftwagens. Schußbereit stand ein Maschinengewehr auf dem Friedhof. Den Schulkindern wurde das Singen am Grabe verboten.

Die Trauernden fühlten sich angesichts der starrenden Waffen als eine große Gemeinschaft und wahrten eiserne Disziplin. Ohne Verabredung sangen die 2500 Menschen das Lied vom guten Kameraden und verharrten sekundenlang schweigend. Prominente Vertreter des Memellandes ehrten den Verstorbenen als aufrechten Deutschen und vorbildlichen Erzieher der Jugend. Die in Zivil erschienenen Beamten der politischen Polizei standen dieser völkischen Geschlossenheit stumm gegenüber. Nach dem Begräbnis gab es Kranzdiebstähle, Grabschändungen, Strafbefehle und Vernehmungen. Am Jahrestage des Begräbnisses wurde ein Ehrenstein auf dem Friedhof aufgestellt.



Der Grabstein Johannes Schirrmanns

Was ist jetzt zu tun?

Nach der Rede von Dr. Gerhard Lietz in Hannover

Dr. Lietz, der bekannte Memeler Studienrat, der sich in unserer Heimat als Erzieher und später als Direktor unserer Stadtbücherei einen Namen machte, hatte für Hannover den Auftrag erhalten, etwas über die Aktivierung der Jugendarbeit unter den Memelländern zu sagen. Denn es besteht heute die traurige Tatsache, daß die Jugend in weiten Kreisen sehr uninteressiert ist an den deutschen Ostgebieten, die früher ihre Heimat waren. Dr. Lietz mag sich wohl gesagt haben: Damals im Memelland, in den schwersten Jahren des Kampfes gegen die litauische Unterdrückung, gab es keinen Jugendlichen, der nicht leidenschaftlichen Anteil am Schicksal seiner Heimat nahm. Die Begeisterung, die damals in uns flammte, müßte man neu entfachen können. Denn heute wie damals erhebt der gleiche Gegner Anspruch auf ein Gebiet, das ihm nicht gehört. Und es besteht kein Zweifel, daß dieser Gegner bei einer freien Neuordnung Europas gewisse Vorteile haben wird, wenn es uns nicht gelingt, die Jugend in die sich lichtenden Reihen der alten Memelländer zu stellen.

Dies war der Hintergrund der Rede, die in Hannover gehalten wurde und in der Dr. Lietz vor allem mit Staatsanwalt Monstavicius abrechnete. Was ist jetzt zu tun? Diese Frage darf nicht auf die lange Bank geschoben werden.

In Hannover wurde der erste Impuls zu einer memelländischen Jugendarbeit gegeben, die sich nicht in Volkstanz, Lied und Laienspiel erschöpft. In Hannover wird der zweite Schritt erfolgen. Hier soll eine erste Begegnung zwischen memelländischen, ostpreußischen und westdeutschen Jugendlichen stattfinden. Warum ist das Schicksal des deutschen Ostens eine Frage, die alle Deutschen angehen muß? Dies wird der Grundtenor der Aussprache sein, aus der sich Anregungen für die weitere Jugendarbeit ergeben dürften.

Wichtig wäre es nach unserer Ansicht, wenn auch in den anderen Memellandgruppen Vorarbeiten geleistet werden würden zur Erfassung der Jugendlichen, die einst unsere Heimatarbeit tragen sollen, ohne bisher über das geistige Rüstzeug für diese Aufgabe zu verfügen. Vielleicht ließe sich zum Bundestreffen 1955 in Mannheim schon ein gesondertes Treffen der memelländischen Jugend durchführen.

Ein weiterer Schritt, der unbedingt notwendig ist, wird von uns Memelländern gegen die Verleihung des Doktortitels an Staatsanwalt Monstavicius unternommen werden müssen. Dieser Litauer hatte die Unverfrorenheit, seine Anklageschrift gegen die Memelländer als Doktorarbeit bei der Heidelberger Universität einzureichen. Und das Erstaunlichste ist, daß ihm wirklich dafür die Würde eines deutschen Doktor juris verliehen wurde. Hier muß unter Einschaltung aller in Frage kommenden amtlichen Stellen eingegriffen werden. Die Doktorarbeit muß mit einer fundierten memelländischen Stellungnahme publiziert und allen interessierten Stellen zugänglich gemacht werden.

Unüberhörbar

Die Stimme einer neuen Generation war in Hannover unüberhörbar. Unser Bild zeigt Dr. Gerhard Lietz (rechts), dessen Rede wir in der letzten Ausgabe unseres Blattes ausführlich veröffentlichten, im Gespräch mit seinem Kameraden aus litauischer Zuchthaus-Zeit Walter Prieß.

MD-Aufnahme

Natürlich muß auch der Ruf weitester Kreise unserer Landsleute nach einer wirksamen Aktion gegen die litauische Expansionspropaganda in Europa und vor allem auch in Amerika entsprochen werden. Ein weiteres Ignorieren der litauischen Forderungen könnte vom Ausland nur als Verzicht auf unsere Rechte ausgelegt werden. Es wird nötig sein, alle Schritte in dieser Richtung mit der Landsmannschaft Ostpreußen abzustimmen, die sich als unsere Dachorganisation vor allem für das Heimatrecht der Memelländer einzusetzen hat.

Die Jugend wird bei uns wie auch anderswo nicht durch Worte, sondern durch Taten für eine freudige Mitarbeit an der Heimatpolitik begeistert werden können. An uns wird es sein, den Anstoß, der von Hannover ausging, nicht im Sand verlaufen zu lassen.

Stimmen zur Lietz-Rede

„Ich bin gleich Ihnen empört über das kritiklose Verhalten der juristischen Fakultät in Heidelberg", schreibt Reichsbankrat a. D. E. Richter. „Es würde mich interessieren, was von seiten der AdM. bzw. der LO. dagegen unternommen wird bzw. beabsichtigt ist, dagegen zu unternehmen. Wenn überhaupt gegen das hohe wissenschaftliche Gremium etwas zu machen ist, möchte ich mich mit meinem alten Memellandbund dem anschließen bzw. gleiche Schritte unternehmen."

Zwiegespräch

Jugend des Ostens — Jugend des Westens

Osten:

Bruder, weit komm ich her,
Wiege und Haus sind verbrannt.
Bruder, mein Heimatland
kenn ich nicht mehr.

Als der Himmel uns schlug,
ging ich im Kinderkleid,
und meine Mutter trug
mich durch die blutige Zeit.

Bruder, ich kenne das Grau'n:
hastender Treck in der Nacht,
Stöhnen sterbender Frau'n,
Frost und Hunger und Schlacht.

Bruder, weit komm ich her,
Wiege und Haus sind verbrannt.
Bruder, ich bitte dich sehr:
Gib mir ein Heimatland.

Westen:

Bruder, ich hab es erlebt,
ach, ich kenne es gut:
Bruder, ich habe gebebt
unter der Bombenglut.

Bruder, ich spüre es noch,
wie mich die Mutter umschlag,
lief und stürzte und kroch
durch den Weltuntergang.

Ja, ich kenne die Not.
Schau umher in dem Land:
Trümmer siehst du und Tod — —
Bruder, reich mir die Hand:

Was wir leben ist nicht
dein Geschick oder meins,
hat kein eignes Gewicht:
Unser Schicksal ist eins!

Beide: Eins ist die Not, die sich über uns spannt.
Eins ist die Hoffnung, die uns entzündet.
Eins ist der Wille, der uns verbindet.
Osten und Westen: ein Vaterland!

Osten:

Bruder, so soll es sein:
eins in der Tat und im Geist.
Wirkend füg ich mich ein
in deine Heimat, die Deutschland heißt.

Westen:

Bruder, das ist mein Schwur:
einstmals zieh ich hinaus
mit dir auf Urväter Spur
in dein geschändetes Vaterhaus.

Beide:

Überall, wo die Väter pflügten,
Städte bauten, Brücken fügten,
überall ist Heimatland.

Wo der Ahnen Gräber grünen,
auf den Bergen, hinter Dünen,
überall ist Heimatland.

Betend ragen unsre Dome
von der Maas zum Memelstrome
von der Etsch zum Ostseestrand.

Große Heimat, woll'n es geben,
daß wir recht als Brüder leben,
recht als Brüder Hand in Hand.

GERHARD LIETZ

„Wir sind das Gewissen der Nation!"

Dr. Lietz forderte die in Hamburg versammelten Memelländer auf, sich zunächst einmal Rechenschaft zu geben über den Ablauf der Vergangenheit in unserer Heimat, um dann aus diesen Erfahrungen heraus unseren Standpunkt für die Gegenwart und die Zukunft zu klären. Die Frage, welches die Motive unserse Volkstumskampfes im Memelland waren und wie wir heute zu ihnen stehen, beantwortete er dahin, daß es Recht und Freiheit waren, für die wir lebten, litten und kämpften. Es ging uns damals nicht um ein leichteres Leben, um wirtschaftliche Vorteile, um etwas mehr Recht oder um etwas größere Freiheiten unter den Litauern. Es ging uns um die sittlichen Werte Recht und Freiheit schlechthin!

Als Beispiel, wie manche Memelländer heute zu diesen Idealen stehen, führte der Redner ein Gespräch mit einem Landsmann an, der ihn fragte: „Was haben die Treffen für einen Zweck? Was wollt ihr mit der Arbeitsgemeinschaft der Memelländer erreichen? Ihr habt ja politisch nichts mehr zu bedeuten! Wir werden unsere Heimat doch nicht mehr wiedersehen!" Diese Einstellung, so erklärte Dr. Lietz, hätte ihn bewogen, dem Ruf zum Hamburger Treffen und zu dieser Rede zu folgen.

Die Meinung, die dieser Landsmann vertrat, ginge an unserem Problem völlig vorbei. Es käme gar nicht darauf an, ob unsere Heimatarbeit einen „Zweck" hätte. Unsere Aufgabe wäre größer als die Zweckhaftigkeit des Augenblicks. Unser Blick müßte über die politische Erfüllung oder Nichterfüllung unserer Wünsche weit hinausgehen.

Schon einmal hätten die Memelländer vor der Entscheidung gestanden, ob sie mit dem Kampf um die sittlichen Werte Recht und Freiheit ein unbequemes und gefährdetes Leben in Kauf nehmen sollten — oder ob es nicht klüger und ratsamer wäre, sich mit den Tatsachen der Fremdherrschaft abzufinden. Damals hätten die Memelländer den bequemen Weg n i c h t eingeschlagen. Wir Memelländer glaubten damals, so sagte Dr. Lietz, das menschenwürdige Dasein beginne erst da, wo die sittlichen Werte es über die Zweckhaftigkeit erhöben. Die Verhältnisse im Memelland hätten sich bei Anpassung und Vorsicht erträglicher gestalten lassen, aber dagegen empörte sich unser Gewissen. Der Widerstand gegen Zwang, Unfreiheit und Unrecht war stets ein Widerstand des Gewissens.

Wörtlich rief Dr. Lietz aus: „Jeder einzelne von uns wird auch heute wieder erneut vor die Frage gestellt, ob er sich für die Würde des Menschen entscheiden will und ob er dafür seine Energie und sein Herz einzusetzen bereit ist oder nicht."

Die Entscheidung in dieser Frage, so fuhr Dr. Lietz fort, wäre heute schwerer als damals. Mit dialektischen Mätzchen versuche man die Vertriebenen heute zu verwirren. Ihr Eintreten für Recht und Freiheit stemple man heute als „Illusion", als „nationale Phrasen", als „Hurrapatriotismus" ab. Man mache so, als ob es nur die Wahl zwischen dem Verzicht auf eine Heimkehr und dem Wunsch nach Krieg gebe. Dabei gebe es zwischen den Alternativen „Verzicht" und „Krieg" noch zahlreiche andere gangbare Wege, wie selbst die jüngste Geschichte bewiesen habe.

Die Entscheidungsfrage, ob wir uns auch heute zu den sittlichen Forderungen, für die wir schon einmal in den Kampf zogen, bekennen wollen, wäre nicht nur an den einzelnen, sondern auch an unsere ganze Gemeinschaft gerichtet. Der Redner unterstrich, daß diese s i t t l i c h e n Forderungen scharf von p o l i t i s c h e n Erwägungen getrennt werden müßten. Hier ginge es nicht um Fragen politischer Zweckmäßigkeit, sondern grundsätzlich darum, ob man die Gewalt über das Recht setzen lassen wolle oder nicht.

„Wir sind politisch völlig frei!"

Im weiteren Fortgang seiner Rede hob Dr. Lietz die Unabhängigkeit der landsmannschaftlichen Organisationen, zu denen auch unsere Arbeitsgemeinschaft der Memelländer gehört, von aller Parteipolitik hervor. „Wir sind politisch völlig frei", rief er aus. Daher wären die Memelländer mit ihren Forderungen nach Recht und Freiheit für ihre Heimat an keine Partei und auch an keine Regierung gebunden. Weil bei uns sittliche Forderungen im Vordergrund stünden, wäre es nicht unsere Aufgabe, Innen- oder Außenpolitik zu machen. Es wäre durchaus denkbar, daß Memelländer oder Ostpreußen Gespräche mit unseren ehemaligen Nachbarn führten, in denen Kontakt geschaffen und Grundsätzliches erörtert würde — Gespräche im abendländisch-christlichen Sinne. Was aber darüber hinausginge, wäre unverantwortlich, wäre ein völliges Verkennen unserer Lage und Aufgabe.

Weil unsere Forderungen sittlich und nicht politisch wären, könnte man auch nicht nach ihrem eventuellen Zweck oder Erfolg fragen. „Wir stellen unsere sittlichen Forderungen nicht für uns, sondern als Treuhänder für die Vergangenheit, für die Gegenwart und für die Zukunft, und wir stellen unsere Forderungen nicht als Ostpreußen und für Ostpreußen, sondern für D e u t s c h l a n d!"

Der Politiker, so erklärte Dr. Lietz, müßte nach den gegebenen Möglichkeiten und nach der Taktik seines Vorgehens fragen. Wir aber hätten diese Erwägungen nicht nötig. Wir dürften und müßten unseren Ruf erheben nach D e u t s c h l a n d hinein und ins A u s l a n d hinaus, ohne uns binden zu lassen. Sittliche Forderungen ließen sich in der Lautstärke nicht regulieren: Recht sei Recht und Freiheit sei Freiheit! „Wir sind mit unserem Rufen das G e w i s s e n d e r N a t i o n. Das Rufen des Gewissens muß immer gleichmäßig mahnend erschallen: Einigkeit und Recht und Freiheit!"

Unsere Aufgabe und ihre Lösung

Der Redner stellte dann die Frage nach der Verwirklichung unserer Forderungen; sie sei Sache der Politiker. Aber wir wären die Auftraggeber, das Gewissen der Politiker. Von uns müßten die Impulse kommen, die ihnen Verpflichtungen auferlegen, die ihnen Kraft zum Handeln geben.

Daraus ergebe sich die Aufgabe, nachzuweisen, „daß wir zu unseren sittlichen Forderungen berechtigt sind. Dieser Nachweis und die Aufklärung über unsere Berechtigung sind unsere politischen Aufgaben."

Die Frage nach der Notwendigkeit eines Zusammenschlusses der Memelländer, die von manchen Landsleuten wie auch von der Landsmannschaft Ostpreußen häufig gestellt wird, beantwortete Dr. Lietz so: „Unser politischer Standort ist vor und nach 1939 ganz grundlegend verschieden gewesen. Bis 1939 hatten wir eine Autonomie zu verteidigen. Durch unser Ausharren hatten wir doch, so schien es, 1939 der Welt die Ueberzeugung verschafft, daß die Wiederherstellung von Recht und Freiheit in unserer Heimat mit den Grundsätzen der Menschenrechte im Einklang stand. Die Wiedervereinigung bedeutete doch nichts anderes als die Wiedergutmachung eines uns angetanen Unrechts ganz im Sinne der späteren Atlantikcharta und der Vereinigten Nationen. Durch die Rückgliederung wurden wir doch auch äußerlich wieder, was wir 19 Jahre lang ersehnt hatten: nämlich Ostpreußen.

Es ist richtig: Den Nachweis haben wir erbracht, daß wir Recht und Freiheit als unsere Forderungen aufstellen dürfen. Wir haben ihn vor uns selbst und vor der Welt erbracht — damals 1939.

Wir wissen, daß wir Deutsche sind und daß unsere Heimat deutsch ist. Wie steht es aber mit der Aufklärung über diesen unseren Nachweis?

In der Bundesrepublik wird von unserer Eingliederung kaum, bei unseren ehemaligen Gegnern wird davon überhaupt nicht Kenntnis genommen. Nicht unsere uralten Grenzen finden sie auf den Landkarten, sondern die Grenzen von 1937, eines Datums, das durch überhaupt nichts begründet ist.

Wenn wir uns heute noch Memelländer nennen, so geschieht das nicht, weil wir etwas Besonderes sein wollen, sondern weil wir als Ostpreußen anerkannt werden wollen. Wir können das nur, wenn wir als geschlossene Gruppe immer wieder unsere Zugehörigkeit zu Ostpreußen betonen. Wenn wir uns als Gruppe auflösen, wird man über uns zur Tagesordnung übergehen, und die Grenzen von 1937 werden von jedermann als richtig und selbstverständlich angesehen werden.

Ich habe einen Kulturfilm über Ostpreußen gesehen, in dem auf einer Trickzeichnung Ostpreußen an der Memel aufhörte. Das war 1954. Niemand hatte sich daran gestört. Ich selber habe einen einseitigen Briefwechsel mit dem Herderverlag geführt, weil in dem Lexikon des Herderverlages unter dem Stichwort „Memel" die Bemerkung steht: „Memelland, 157 000 Einw. (auch Deutsche)." Ich habe in der Beilage einer Tageszeitung vor wenigen Wochen einen Artikel über Ostpreußen gefunden, in dem die deutsche Kurische Nehrung mit Rossitten aufhört. Sie alle könnten mir Beispiele in Fülle geben. Warum müssen nur wir Memelländer uns darum kümmern, daß solche Dinge richtig gestellt werden?

Wir haben mehr zu verteidigen als damals

Aber das sind Kleinigkeiten. Viel bedrohlicher ist die Tatsache, daß unsere Heimat auch bei der neuen Grenzziehung von 1945 wieder eine Sonderstellung einnimmt. Die Grenze von 1920 ist wieder erstanden. Von der Rechtmäßigkeit unserer Rückgliederung ist nichts mehr übriggeblieben. Es ist nur zu wahr: wir haben heute nicht mehr unsere Autonomie zu verteidigen. Wir haben viel mehr zu verteidigen. Es geht um den Raub unserer Heimat schlechthin.

Wenn wir ferner an die Wünsche der Exillitauer denken, so wird es uns kein unvoreingenommener Mensch verdenken, wenn wir uns in ganz besonderem Maße wiederum als Opfer und ganz besonders bedroht fühlen.

Zwei irrige Meinungen

Was sollen wir denn nun in dieser Lage tun? Es gibt darüber verschiedene Meinungen. Die eine besagt, wir sollten uns so still wie möglich verhalten, gerade weil wir so exponiert seien und bei einer Kompromißlösung als erste auf der Strecke bleiben könnten. D. h. also tot stellen und hoffen, der böse Wolf werde uns vielleicht nicht sehen. Meine Landsleute, der böse Wolf hat uns schon seit 1920 nicht aus den Augen gelassen. Glauben Sie, er werde uns vergessen?

Eine andere Meinung sagt: Habt euch nicht so! Grenzen spielen im zukünftigen Europa sowieso keine Rolle mehr! — Gott gebe es, meine Landsleute, es wäre schön, es wäre sehr schön, wenn es wirklich dazu kommen sollte. Im gegenwärtigen Europa aber gibt es mehr Grenzen als je zuvor, und sie spielen eine äußerst wichtige Rolle. Und unwichtig sind die Grenzen zur Zeit immer bloß dann, wenn wir Deutsche etwas abgeben sollen. Ich habe noch nicht gehört, daß irgendein Staat auf den Kredit der Zukunft hin schon auf irgendein Gebiet verzichtet hat.

Wenn mit solchen Tönen gelockt wird: Grenzen spielen keine Rolle mehr! so soll damit doch wohl eine Kompromißlösung irgendwelcher Art angedeutet werden.

Wir sind schon einmal das Opfer eines Kompromisses geworden. Und nun sollen wir vertrauensvoll und frohen Herzens zu einem Kompromiß Ja sagen, obwohl mit uns zusammen in diesem künftigen Land ohne Grenzen genau dieselben Leute sitzen wie vorher, die uns schon damals das Leben schwer genug gemacht haben!

Unser Mißtrauen ist doch wohl berechtigt. Die Enden und Zipfel werden immer am ersten abgeschnitten. Was kann uns am ehesten davor bewahren? Wir müssen laut und deutlich und immer wieder unseren Ruf erheben!

Wenn wir in den Jahren von 1920 bis 1939 geschwiegen hätten, wenn wir nicht immer wieder die Weltöffentlichkeit auf unsere Lage aufmerksam gemacht hätten, wären wir sicherlich lange vor 1939 ohne Aufhebens von Litauen verschluckt worden. Es wäre eine ganz neue Taktik, die Weltöffentlichkeit durch Schweigen für sich interessieren zu wollen. Wo geschwiegen wird, gibt es kein Problem für sie.

Unsere Arbeitsgemeinschaft

Unsere Aufgabe muß darin bestehen, den Nachweis zu erbringen, daß unsere engere Heimat zu Deutschland gehört, daß Freiheit und Recht überhaupt erst wieder hergestellt werden können, wenn diese Tatsache allgemein anerkannt wird.

Wir sind, um Herrn Dr. Schreiber zu zitieren, als Memeler am meisten daran interessiert, die Welt davon zu überzeugen, daß Ostdeutschland eine untrennbare Einheit ist.

Der von uns gewählte Weg der Arbeitsgemeinschaft ist aus dieser drängenden Not entstanden. Weil wir so wenige sind und weil unsere Heimat so klein ist, weil unser politisches Schicksal seit dem ersten Weltkriege schwerer war, als das des übrigen Ostpreußen, haben wir unsere Gemeinschaft ins Leben gerufen. Es ist selbstverständlich, daß wir uns ganz fest zusammenschließen müssen, weil wir ja immer noch gezwungen sind, unsere Sorgen zur Sprache zu bringen, die über die der übrigen Ostpreußen hinausgehen, und zu überlegen, wie wir unsere Forderungen am nachhaltigsten vertreten können.

Unsere Gemeinschaft heißt ja Arbeitsgemeinschaft, Arbeitsgemeinschaft eben in Hinsicht auf all diese Probleme, die wir am besten kennen. Diese Arbeit kann uns zwar niemand abnehmen, aber unsere Notgemeinschaft ist für jede Hilfe dankbar.

Unsere ganz besonderen Probleme bedürfen einer ständigen und sorgfältigen Erörterung und Überprüfung. Es ist selbstverständlich, daß das durch Rundschreiben und auf den wenigen großen Tagungen nicht zu bewerkstelligen ist. **Unsere Arbeitsgemeinschaft steht und fällt deshalb mit unserer Heimatzeitung, dem „Memeler Dampfboot", das wollen wir einmal ehrlich aussprechen.**

Das bedeutet keine Eigenbrötelei, keine Zersplitterung, und schon gar nicht eine Absage an das Ostpreußenblatt. Dieses als das offizielle Organ unserer Landsmannschaft kann ja nur den Grundakkord anschlagen. Wie wollte es die Vielfalt der Einzelstimmen geben! — Bedenken Sie doch: wir hatten in Ostpreußen nach dem Stande von 1937 über 100 Zeitungen und über 70 Zeitschriften. Dafür kann und soll das Ostpreußenblatt allein natürlich nicht der einzige Ersatz sein — es wäre eine schreckliche und unweise Gleichschaltung.

Von diesen Fragen abgesehen, die uns im ganz besonderen berühren, hat die kurze Zeit unserer Trennung von Deutschland niemals in uns das Gefühl aufkommen lassen, als seien wir etwas anderes als eben Ostpreußen. Die Zusammenarbeit mit der Landsmannschaft ist für uns deshalb so etwas Natürliches, daß ich es nicht erwähnen würde, wenn nicht doch hier und da Zweifel laut würden.

Eine Bitte und ein Vorschlag an die LO

Ich spreche wohl allen Memelländern aus dem Herzen, wenn ich sage, wir möchten das Memelland als bedrohtestes Kind unserer Heimat der ganz besonderen Fürsorge der Landsmannschaft empfehlen. Wir bitten die Landsmannschaft, wo auch immer die Welt darüber aufzuklären, daß wir eins sind. Es darf in der Einheit Ostpreußens keine weiche Stelle geben. Wenn unser Recht nicht mit verteidigt wird, so wird das Recht auch der übrigen Provinz brüchig. — Ich könnte mir denken, daß ein „Referat Memel" im engsten Kreise des Vorstandes der Landsmannschaft fruchtbarste Arbeit leisten könnte.

In unserer Arbeit müssen wir Memelländer, müßten sich meiner Meinung nach alle Landsmannschaften gründlich umstellen. Denn auf die lange Sicht genügt es nicht, wenn wir unsere Arbeit immer noch hauptsächlich auf die Vertriebenenkreise beschränken. Wir müssen in viel stärkerem Maße versuchen, die Bevölkerung Westdeutschlands davon zu überzeugen, daß der deutsche Osten eine gesamtdeutsche Aufgabe ist. Mit unseren Kundgebungen allein ist es nicht getan. Einen guten Schritt weiter können uns die Patenschaftsverhältnisse bringen. Wir müssen die einheimische Bevölkerung aber auch durch unsere Orts- und Bezirksgruppen anzusprechen versuchen.

Neulich sagte jemand gutmeinend zu mir: „Sehen Sie, zwischen Ostvertriebenen und Einheimischen besteht ja überhaupt kein Unterschied mehr. Sie sind ja alle eingegliedert und haben im Westen Stellung und Brot. Man sollte von Vertriebenen überhaupt nicht mehr sprechen."

Damit bagatellisiert man den Verlust der Ostgebiete und will sich und uns einreden, nun sei alles gut. Dieses Beispiel zeigt, wie wenig weite Kreise der Bevölkerung Westdeutschlands noch immer erkannt haben, daß mit der sogenannten Eingliederung das deutsche Problem überhaupt nicht angerührt ist. Die Gefahr aber besteht tatsächlich, daß wir mit der Eingliederung unsere sittlichen Forderungen vergessen.

Noch böser sieht es mit unserer Jugend aus. Ich will nichts beschönigen. Von einer Jugendarbeit bei uns kann kaum die Rede sein. Unsere Jugend ist größtenteils „eingegliedert", eingegliedert in die Indifferenz der westdeutschen Jugend. Das ist kein Vorwurf gegen unsere oder gegen die westdeutsche Jugend. Da, wo von den Erwachsenen die Zweckhaftigkeit gelehrt und gelebt wird, kann auch von der Jugend nichts Besseres erwartet werden.

Wir Memelländer sind weder zahlreich genug, noch haben wir die Mittel, hier etwas grundlegend zu ändern, nur die selbstlose Zusammenarbeit aller Landsmannschaften könnte hier Wandel schaffen. Und zwar genügt es nicht, unsere Jugend heranzuziehen, auch genügt nicht das Tummeln im Naturschutzpark des heimischen Brauchtums und der heimatlichen Mundart. Aufklärungsarbeit großen Stils wäre nötig. Wer wird damit beginnen?

Was bleibt also zu tun übrig?

Wir wollen nicht vergessen, daß unsere Forderungen nach Recht und Freiheit die Aufgabe sind, die uns das Leben stellt. Wir wollen stets klar unterscheiden zwischen diesen sittlichen Forderungen und der Politik des Tages. Wir wollen auf der Hut sein, daß die Forderung des Tages nicht die Forderung der sittlichen Werte übertöne. Und das ist eine Mahnung, die nicht nur uns, sondern alle angeht. Wir wollen zusammenrücken und Anschluß suchen, wo immer wir Verständnis und guten Willen finden: am ersten bei unseren ostpreußischen Landsleuten, dann bei allen Vertriebenen, in ganz besonderem Maße aber endlich bei unseren einheimischen Brüdern und Schwestern und darüber hinaus jenseits der Grenzen bei allen, die Recht und Freiheit als Werte für sich und jedermann gelten lassen und anerkennen. Daraus kann ein Verstehen erwachsen, das tiefer geht und echter ist als das politische Verhandeln, das immer zweckbetont und voller Vorbehalte sein wird und das uns im übrigen nicht zusteht.

Was unser Verhältnis zu Litauen angeht, so liegt uns eine Polemik um jeden Preis, wie uns vorgeworfen worden ist, durchaus fern. Fern liegt uns auch, aus persönlichen Haß- oder Lustgefühlen heraus mit dem einen oder anderen unserer früheren Gegner ein Hühnchen zu rupfen. Das Recht aber nehmen wir uns, jedem auf die Finger zu klopfen, der uns in unserer Ehre verletzt und mit Verleumdungen das Bild unseres Volkstumskampfes zu verzerren versucht. Wir stören dadurch gewiß kein ehrliches friedliches Gespräch und bringen dadurch kein zartes Pflänzchen persönlichen Kontaktes zum Welken. Es erscheint uns undenkbar, daß sich alle Litauer ausgerechnet mit Leuten wie Simonaitis oder Monstavicius identifizieren sollten.

Was erfüllt mich und sie alle anderes als Sorge um Deutschland! Was wollen wir alle anderes, als daß unsere treibende Kraft genützt werde!

Einigkeit und Recht und Freiheit ist unser Ruf. Er schallt über den Tageslärm der Politik hinauf zum Himmel, wo die ewigen Rechte unveräußerlich hangen. Lassen sie uns geloben, daß dieser Ruf nie verhallen möge!"

Erste Begegnung von ehm. Schülern der Herderschule Heydekrug mit der heutigen 1. vidurine Mokykla Siluté/Litauen

Han.Münden: Mai 1992

14. Treffen der Traditionsgemeinschaft ehemaliger Herderschüler – Es war ein richtiges Fest, das 14. Treffen ehemaliger Herderschüler im Mai in dem schönen Hannoversch-Münden. Siefried Ludszuweit stellte wieder einmal sein Talent, alles optimal organisieren zu können, unter Beweis, es lief alles „wie am Schnürchen" harmonisch und reibungslos ab. Eine besondere Note erhielt dieses Treffen dadurch, daß an ihm eine Abordnung von litauischen Schülerinnen und Schülern unserer ehemaligen Herderschule – 26 Jugendliche mit der Direktorin, drei Lehrern und zwei Kraftfahrern – teilnahm, die auf Einladung der Traditionsgemeinschaft den weiten Weg per Bus auf sich genommen hatten. Sie waren bereits am späten Abend des 27. Mai eingetroffen, von Siegfried Ludszuweit empfangen und am folgenden Tag mit der Stadt und ihrer Umgebung bekannt gemacht. Am 29. Mai wurden die Gäste aus Heydekrug (Silute) im Rathaus offiziell empfangen, und vor dem Rathaus boten sie der Öffentlichkeit Kostproben ihres Tanz- und Singprogramms. Der Nachmittag des 29. Mai sah dann alle Teilnehmer des Treffens im Hotel Auefeld bei fröhlichem Kaffeetrinken und Plachandern. Das Abendessen vereinte dann alle wieder im Hotel, und als alle Durst und Hunger gestillt hatten, versammelte sich eine fröhliche Gesellschaft, um die von Helmut Berger in jüngster Zeit gemachten Fotoaufnahmen aus unserer Heimat zu betrachten. Der Sonnabendvormittag vereinte Teilnehmer und die litauischen Gäste zu einer Schiffsfahrt auf der Fulda und anschließend beim Höhepunkt dieses 14. Treffens, dem Festakt im Historischen Rathaus der Stadt.

Musikalisch umrahmt wurde die Feier vom Instrumentalkreis Ingeburg Hente. Nach Begrüßung durch den Stadtdirektor und Ehrung der seit dem letzten Treffen Verstorbenen ehemaligen Herderschüler hielt Siegfried L. den Festvortrag: „Hermann Sudermann, ein Schriftstellerleben im Spannungsfeld zwischen Berlin und Heydekrug." 235 Zuhörer dankten ihm mit langanhaltendem Beifall. Der Festakt schloß mit dem gemeinsam gesungenen Lied „Annchen von Tharau". Der Nachmittag dann bescherte allen noch ein besonders „Schmankerl", nämlich Gesangs- und Tanzvorführungen der litauischen Jugendgruppe im Rathaussaal. 246 Teilnehmer wurden hier gezählt. Der Tag klang aus mit Tanz und Fröhlichsein im Hotel Auefeld. Die Tanzfläche war gedrängt voll. Eine Überraschung für die litauischen Gäste hielt die Traditionsgemeinschaft bis zuletzt bereit: sie hatten aus Spenden und aus ihrem Kassenbestand einen Computer als Geschenk gekauft und übergab diesen der Direktion Dobranskiene für ihre Schule. Die Überraschung war groß, auch die Dankbarkeit für dieses hochherzige Geschenk. Mit bewegten Worten dankte Frau Dobranskiene, von Horst Kubbutat sehr gut gedolmetscht, für die freundliche Aufnahme und das Geschenk. Sie lud alle ehemaligen Herderschüler zum Besuch der Herderschule ein und regte an, vielleicht einmal ein Treffen in Heydekrug-Silute zu organisieren. Das Überraschende an diesem Treffen war, daß die Zahl der Teilnehmer die des letzten Treffens vor zwei Jahren noch überstieg; ein gutes Zeichen für die Verbundenheit der ehemaligen Herderschüler.

Memeler Dampfboot, 5.Oktober 1967

Worüber man sprechen könnte

Dr. Gerhard Lietz regt Gespräche zwischen Mannheim und Memel an

Das 8. Bundestreffen der Memelländer am 30. September und 1. Oktober in der Patenstadt Mannheim erhielt seinen besonderen Akzent durch die Einleitung einer Schulpatenschaft zwischen dem Mannheimer Lessing-Gymnasium und dem Memeler Luisengymnasium. Der erste Schritt zu dieser Ausweitung der Patenschaft war von der Mannheimer Anstalt ausgegangen. Die Patenstadt hatte Oberstudienrat Dr. Gerhard Lietz, früher Direktor der Memeler Stadtbücherei, jetzt am Immanuel-Kant-Gymnasium in Bad Oeynhausen, schon zum 29. September nach Mannheim geladen und ihm Gelegenheit gegeben, im Rahmen der werdenden Schulpatenschaft einen Vortrag vor den Oberklassen und Lehrkräften des Lessing-Gymnasiums zu halten.

Dr. Lietz, der seinem Vortrag das bekannte Wort aus der Livländischen Reimchronik

Die Mimele was zu verne gelegen,
got der muste ir selbe pflegen

vorangestellt hatte, sprach über Sinn und Möglichkeiten einer Schulpatenschaft zwischen Mannheim und Memel. Seine Ausführungen legten nicht nur vor den Mannheimern Zeugnis ab über Weg und Wollen der memelländischen Vertriebenen – sie geben auch jedem Memelländer fundiertes Material zu einem Gespräch mit Einheimischen in die Hand. Wir legen deshalb dieses Referat hier nur mit geringfügigen Kürzungen vor:

Bei der Aufnahme eines Kontakt oder Patenschaftsverhältnisses wird man sich über folgende Fragen klar sein müssen: Was erwartet jeder der Partner davon? Stimmen die beiderseitigen Erwartungen überein?

Sinn eines jeden Kontakt- und Patenschaftsverhältnisses ist im weitesten Sinne das Gespräch. Man sollte meinen, es seien Schüler – jetzige und frühere – einer höheren Schule auf Grund ihrer Ausbildung in besonderer Weise dazu befähigt und auch berufen, Gespräche zu führen. Es handelt sich um ein Gespräch zwischen Westdeutschen und Ostdeutschen oder, wie man sagt, zwischen Einheimischen und Vertriebenen. Solch ein Gespräch – nicht ein einmaliges, einzelnes Gespräch, sondern ein Gespräch, das sich über eine lange Zeit erstreckt – wäre etwas Besonderes. Denn das Gespräch zwischen den Einheimischen und den Vertriebenen hat bisher nicht stattgefunden, es ist höchstens bei Ansätzen geblieben.

Die Vertriebenen als Fremdkörper

Die Vertriebenen haben Bekannte, Kollegen und Freunde hier, sie haben ihre Arbeit, sie haben ihr Auskommen, sie sind vorangekommen, sie sind eingegliedert, wie man sagt – aber daneben, besonders als Masse von etwa 10 Millionen in der Bundesrepublik bilden sie bis heute doch im Bewußtsein der Westdeutschen einen Fremdkörper.

Das hat seine guten und verständlichen Gründe, die ihre Geschichte haben:

Als sie seit 1944 in das zerbombte, verarmte westliche Restgebiet des ehemaligen Reiches fluteten, waren sie eine Last. Sie nahmen den Einheimischen Wohnraum, Arbeit und Nahrung und vergrößerten durch ihre Existenz die Not noch zusätzlich. Es kam wohl noch hinzu, daß für viele Westdeutsche der Osten, auch der deutsche Osten, etwas sehr Fernes, Fremdes ist. Sie fühlen sich als Westfalen, als Niedersachsen, als Pfälzer und so fort. Die Vertriebenen vermißten häufig so etwas wie eine deutsche Solidarität.

Es kam dann im Laufe der Jahre hinzu, daß die Vertriebenen Entschädigungen verlangten und bekamen, welche die Einheimischen aufbringen mußten, daß sie beim Wiederaufbau der Wirtschaft gewisse Vergünstigungen erhielten und daß sie mit sehr großem Einsatz bemüht waren voranzukommen und auch vorankamen. Das erweckte – sehr verständlich – bei den Einheimischen Unlustgefühle und auch Neid. Andererseits empfanden viele Gruppen der Vertriebenen die Entschädigung als unzureichend und waren unzufrieden.

Noch etwas anderes geschah: Die Vertriebenen begannen sich zu organisieren. Die Organisationen der Vertriebenen waren anfänglich darauf gerichtet, die wirtschaftlichen und sozialen Forderungen der Vertriebenen zu vertreten und durchzusetzen. Dadurch waren sie zwangsläufig interne Zusammenschlüsse. Der große Fehler, der in der späteren Zeit begangen wurde, ist es, daß die führenden Männer der Vertriebenen es nicht verstanden, die Flüchtlingsorganisationen nach außen zu öffnen, nachdem nicht mehr wirtschaftliche Fragen im Vordergrund standen. Sie begriffen nicht, daß hier ihre wichtigste Aufgabe lag, nämlich von der Seite der Vertriebenen den Versuch zu unternehmen, Trennendes zu überwinden und Gemeinsames hervorzuheben, die üblen und trennenden Wörter Einheimische und Vertriebene in Vergessenheit zu bringen und dafür einen anderen Ausdruck ins Bewußtsein aller Bewohner Westdeutschlands zu heben, etwa den Ausdruck Deutsche. Allerdings ist diese Aufgabe auch von der Seite der Einheimischen nicht gesehen worden.

Und so blieb es dabei, daß zum Beispiel die sogenannten Tage der Heimat, gewiß eine unglückselige Erfindung, ausschließlich Sache der Vertriebenen blieben, wenn man ein paar offizielle Akte ausnimmt. Eure Heimat – unsere Heimat...

Deutlich zeigt sich die Kluft zwischen Vertriebenen und Einheimischen in der Presse. Von der sehr großen Vertriebenenpresse weiß die westdeutsche Öffentlichkeit nichts, weil die westdeutsche Presse von der Vertriebenenpresse im allgemeinen keine Kenntnis nimmt. Nur wenn vermeintliche und wirkliche Ungeschicklichkeiten und Übersteigerungen im Ausdruck vorkommen, werden diese zitiert und kommentiert. Mißverständnisse und Mißtrauen kennzeichnen die beidseitigen Positionen; Mißtrauen der Vertriebenen auch den Politikern aller Parteien gegenüber, von denen sie nicht wissen, ob ihre offiziellen oder ob ihre inoffiziellen Erklärungen ihre wahren Meinungen sind. Mag das nun Ungeschick der Politiker, Unsicherheit oder Konzeptionslosigkeit sein: nicht nur die Vertriebenen sehen darin Zweideutigkeit und Unehrlichkeit, auch die übrige Welt tut das, und es ist nicht ganz unverständlich, daß Westdeutschland im Osten als unglaubwürdig gilt.

Deuschland ist seit je das Land der Teilungen gewesen: katholisch – evangelisch, norddeutsch – süddeutsch, neuerdings westdeutsch – mitteldeutsch, und nun ist, wir wollen es nicht beschönigen, auch noch die Teilung einheimisch – vertrieben dazugekommen.

Gespräche an die Stelle der Monologe setzen

Je länger, desto mehr fehlt das offene Wort, fehlt das Gespräch. Als das böseste Beispiel führen die Vertriebenen die EKD-Denkschrift an, die sie mit großer Empörung als feindselig bezeichnet haben, weil, so sagen sie, bei dieser Gelegenheit ohne jeden Zweifel ein vorheriges sachliches und klärendes Gespräch der Verfasser und der evangelischen Kirche mit Vertretern der Vertriebenen nötig gewesen wäre.

Und so ist es denn so weit gekommen, daß die schlimmen Wörter Revanchisten für die Vertriebenen und Verzichtler für diejenigen in Umlauf gekommen sind, die deren politische Ansichten nicht teilen.

So führen im großen und ganzen die Vertriebenen in ihrer Presse und in ihren Versammlungen Monologe. Sie fühlen sich politisch in die Enge getrieben, sie reagieren traumatisch und gereizt auf Stimmen von außen. Sie meinen, daß die westdeutschen Publikationsmittel zum großen Teil ihre Anliegen überhaupt nicht oder nicht sachlich darstellen. Sie registrieren Schlagworte, Thesen und Ansichten, die aus dem Osten stammen und in Westdeutschland propagiert werden. Die Auseinandersetzungen darüber sind häufig sehr heftig und auf beiden Seiten ressentimentgeladen. Die Patenschaftsverhältnisse westdeutscher Städte für ostdeutsche Städte haben, so scheint es, wenig an der Situation ändern können. Zwischen der Bevölkerung der westdeutschen Stadt und der Bevölkerung der ostdeutschen Stadt kommt es zu keinem Kontakt.

Es wäre deshalb wohl eine lohnende Aufgabe, an dem Beispiel Lessing-Gymnasium – Luisengymnasium zu zeigen, daß Kontakte, das Gespräche möglich und nützlich sind, ja, vielleicht könnte das Mannheimer Beispiel auch andere Kreise dazu bewegen, etwas Ähnliches zu versuchen.

Der Sinn solcher Gespräche soll nicht sein, zu überreden, sondern zu informieren und anzuregen, in ein deutsches und europäisches Problem einzudringen. Der Sinn der Gespräche kann nur sein: die Kenntnis voneinander und das Verständnis für einander.

Man kann an der Geschichte Memels, der ältesten und nordöstlichsten Stadt Ostpreußens, die als Geschichte einer Grenzstadt sehr bewegt ist, fast alle Thesen untersuchen, die heute im Zusammenhang mit dem deutschen Osten immer wieder ausgesprochen werden. Man könnte hier, statt sich in Allgemeinheiten zu bewegen, einen ganz konkreten Fall untersuchen. Der Gewinn solch eines Studiums dürfte über die Kenntnis eines Stückchens ehemals deutschen Landes weit hinausgehen.

Memel – der konkrete Fall

Mit dem deutlichen Bild der 700jährigen Geschichte Memels vor Augen läßt es sich fundierter über das Problem sprechen, ob die Austreibung ein Unrecht sei oder nicht, ob man darüber hinweggehen könne oder nicht, ob Macht Recht sei. Aber auch die Überlegung wäre fruchtbar, was denn Recht ohne Macht sei.

Man wirft den Vertriebenen oft vor, daß sie ihren Rechtsanspruch zu sehr betonen, daß sie ihn geradezu plakatieren. Recht hin, Recht her... Der bedeutende Rechtslehrer Rudolf von Ihering hat über das Wesen des Rechts folgendes gesagt: „Das Leben des Rechts ist Kampf, ein Kampf der Völker, der Staatsgewalt, der Stände, der Individuen... Alles Recht in der Welt ist erstritten worden... jeder einzelne, der in die Lage kommt, sein Recht behaupten zu müssen, ...trägt sein Scherflein bei zur Verwirklichung der Rechtsidee auf Erden." Das heißt aber auch: Nicht nur der Rechtsbrecher, sondern auch der, der auf Recht verzichtet, schädigt die Rechtsidee. Vielleicht könnte man darüber nachdenken und darüber sprechen.

In diesem Zusammenhang – Recht hin, Recht her, man solle sich an die Realitäten halten – müßte man natürlich auch auf den Begriff Realpolitik zu sprechen kommen.

Was sind Realitäten? Wie lange sind Realitäten Realitäten? Ein Beispiel: Im Frieden von Versailles – 1919 – wurde Memel Mandatsgebiet des Völkerbundes. Das war eine überraschende Realität. Die 700 Jahre alte Grenze Ostpreußens wurde zwischen Schmalleningken und Nimmersatt eingedrückt. Nach dem ersten Weltkriege beanspruchten sowohl das wieder neu entstandene Polen als auch das neu entstandene Litauen Memel für sich. Damit übernahmen die beiden Staaten ein Erbe des zaristischen Rußland. Den Großmächten schwebte damals als ideale Lösung etwa eine polnisch-litauische Union als Umklammerung Ostpreußens vor. Das Mandatsgebiet, das sogenannte Memelgebiet, ein Provisorium also, sollte, nachdem die Union verwirklicht worden war, dieser Union als Morgengabe überreicht werden. Zu dieser Union kam es nie, denn Litauen und Polen waren Feinde.

Immerhin, das Provisorium Memelland war eine Realität geworden. 1920 rückte eine französische Besatzungstruppe in Memel ein. Drei Jahre später, am 10. Januar 1923, überschritten das 5. Infanterieregiment und die Kriegsschule Kowno in Zivil die memelländisch-litauische Grenze. Diese Aktion wurde der Welt von Litauen als bewaffneter Aufstand der Memelländer mit dem Ziele eines Anschlusses an Litauen bekanntgemacht. Frankreich war damals im Westen durch seinen Einmarsch ins Ruhrgebiet, der einen Tag später erfolgte, stark engagiert. So kapitulierten nach kurzen Kämpfen die französischen Truppen in Memel und fuhren davon. Eine neue Realität.

Sechzehn Jahre später – im Frühjahr 1939 – wurde das Memelgebiet an das inzwischen wieder mächtig gewordene Deutschland durch einen international anerkannten Staatsvertrag zwischen Deutschland und Litauen rückgegliedert, weil die Memelländer sich mit der Einverleibung ihrer Heimat durch Litauen nicht abgefunden und ständig dagegen im Inneren und in der Weltöffentlichkeit opponiert hatten. Der Protest gegen eine Realität und das Entstehen einer neuen Realität, nämlich das unerwartete Erstarken Deutschlands, brachte so wiederum eine neue Realität zustande.

Sieben Jahre später – 1945 – waren die Grenzen des Großdeutschen Reiches, waren die Grenzen von 1937, war Litauen, war das Memelgebiet, war das mächtige Deutschland verschwunden. Realitäten... Hitler hatte die Realität seines Reiches auf 1000 Jahre veranschlagt. Tun die heutigen Realpolitiker, die sich auf ihre Realitäten berufen, etwas anderes? Wer sich auf Realitäten beruft, denkt entweder wie Hitler, oder er tut nichts anderes, als die jeweiligen Machtverhältnisse als gegeben anzunehmen – bis auf weiteres – und gegebenenfalls Macht Recht sein zu lassen – bis auf weiteres.

Es wäre zu untersuchen, ob unter diesem Gesichtspunkt die Reaktionen der Vertriebenen auf den Begriff „Realitäten" oder auf den Begriff „Realpolitik" nicht zu heftig sind. Die Berufung auf die Realität der gegenwärtigen Verhältnisse schmälert den Rechtsstandpunkt der Vertriebenen in keiner Weise. Der Realitätsstandpunkt gehört einer völlig anderen Ebene an. Es wäre aber auch zu untersuchen, ob der Realitätsstandpunkt so zukunftsträchtig ist, wie er sich darstellt.

Realitätsstandpunkt als Unsicherheitsfaktor

Es gibt Bewegende und Bewegte in der Geschichte. Was bewegt die Geschichte? Realitäten?

Ein Beispiel: Die Stadt Memel verdankt ihre Gründung – 1252 – dem christlichen Missionierungswillen, der sich zur Verwirklichung seiner Ziele straffer, schlagkräftiger Organisationen bediente, der Ritterorden. Die Missionierung veränderte die Verhältnisse Osteuropas von Grund auf. Idee und Macht. Der lang aufgestaute Nationalismus – wiederum eine Idee – der östlichen Staaten riß dann im Jahre 1919 die Stadt, als neue Realitäten und Machtverhältnisse es gestatteten aus ihrem alten Verbande. Der sozialistische Imperialismus, wieder eine neue bewegende Idee, ausgestattet mit der notwendigen Macht, bewirkte dann 1945 eine neue Eingliederung der Stadt.

So kompliziert liegen die Dinge. An einem konkreten Fall könnte man versuchen, ob es möglich ist, wie es möglich ist, gegensätzliche Anschauungen zu überbrücken, vielleicht durch die praktische Überlegung, daß ein stabiles menschliches Zusammenleben nur in einer Welt der Ordnung möglich ist. Eine geordnete Welt kann nur eine sittliche Welt sein.

Solche außerordentlich schwierigen Gespräche, die ja nicht nur Probleme der Vertriebenen oder Deutschen, sondern die europäische Probleme berühren, kann man aber nur führen, wenn man umfassend informiert ist. Denn Sie wollen ja doch nicht nur politische Touristengespräche führen, wie etwa: „Wir wollen doch alle nur genug zu essen haben. Wir wollen doch alle keinen Krieg. Was haben wir kleinen Leute mit der großen Politik zu tun? So wie wir beiden (oder drei usw.) uns verstehen, könnten sich doch alle Menschen verstehen."

Auch an einem anderen sehr gewichtigen Punkt dürfen wir nicht vorübergehen. Ein schwerer Vorwurf, der den Vertriebenen gemacht wird, ist der, daß sie emotional argumentierten. Gefühle und Wunschdenken seien in der Frage ihrer Heimat und damit in der Frage ihrer Heimatpolitik ihre sie bewegenden Kräfte, lebensfern, unrealistisch, unvernünftig, verstockt, uneinsichtig.

Es ist richtig: Gefühle spielen gewiß eine große Rolle bei ihnen. Das ist verständlich. Aber sind Gefühle Argumente? Girodoux behauptet, die Stärke eines Volkes liege in seiner Irrealität, seine Macht in seinen Träumen. Es geht bei diesen Bemerkungen nicht darum, ob es gut sei, daß Gefühle und Träume im Leben der Völker eine Rolle spielen, es geht nicht darum zu überlegen, was besser wäre. Es soll nur eine Erinnerung daran sein, daß es wirklich so ist, heute nicht weniger als in früheren Zeiten. Die Gefühle in politischen Fragen, die Sie überall, natürlich auch bei den osteuropäischen Völkern antreffen, müssen analysiert werden – es geht nicht an, sie einfach zu ignorieren, weil nicht sein kann, was nicht sein darf – und sie müssen berücksichtigt werden. Dadurch werden die Fragen natürlich nicht leichter.

Und dennoch – ich wiederhole es: Trotz aller solcher Schwierigkeiten sind die Gespräche nach Osten hin heute wichtiger als die Gespräche nach Westen hin. Die Angehörigen osteuropäischer Völker sind sehr interessiert an solchen Gesprächen, und zwar mehr interessiert an Gesprächen mit Westdeutschen als an Gesprächen mit Bewohnern Mitteldeutschlands.

Bei solchen Gesprächen – das sollte man wissen – muß man unterscheiden zwischen privaten Gesprächen mit Privaten, politischen Gesprächen mit Privaten und Gesprächen mit Funktionären.

Demagogische Fragen

Nur erwähnen will ich hier die beiden Fragen, die immer wieder an die Vertriebenen gerichtet werden: Wollt ihr die Litauer (Russen, Polen und wer es auch immer sei) vertreiben? Wollt ihr Krieg? Hierüber zu sprechen, ist überflüssig. Es sind demagogische Fragen.

Aber über etwas anderes sollte man sprechen: Es gibt genug Vertriebene, die privat oder bei demoskopischen Befragungen klipp und klar sagen: „Wir wollen gar nicht mehr zurück. Laßt die Dinge ruhen."

Ist das Problem des deutschen Ostens nicht gelöst, wenn der Prozentsatz dieser Antworten steigt oder wenn die Generation, die die Austreibung erlebt hat, ausgestorben ist? Bei einem Gespräch über diesen Punkt sollte man einen Gesichtspunkt nicht unberücksichtigt lassen: Aus dem Erlebnis seines privaten Schicksals heraus wird jeder einzelne zu seiner Antwort kommen. Das wird häufig eine private Antwort sein, und das ist begreiflich. Das Schicksal der Austreibung aber geht weit über die private Sphäre hinaus, ob der einzelne es nun spürt oder nicht. Vierzehn Millionen Vertreibungen sind nicht nur vierzehn Millionen private Schicksale. Hier werden diese Schicksale politische Schicksale. Die Austreibung, von jedem einzelnen erlitten als ein individuelles Schicksal, machte die Millionen Individuen zu Objekten eines überindividuellen politischen Vorgangs. Planung, Tendenz und Richtung der Austreibung bezogen sich nicht auf viele einzelne, sondern auf Volksteile; die erzwungene Entleerung von Provinzen zog die Verrückung von Volks- und Kulturgrenzen nach sich. Dieses politische Geschehen, diese Völkerwanderung ohne jeden Vergleich in der Geschichte, kann darum nur als politisches Gesamtschicksal der ausgetriebenen Millionen richtig bewertet werden.

Dieser überindividuelle Prozeß, dem die Vertriebenen unterworfen waren, geht begreiflicherweise in vielen Fällen über das Fassungsvermögen des einzelnen hinaus. Er empfindet nur sein privates Schicksal. In anderen Fällen, in denen das Begreifen dieses überindividuellen Vorgangs wohl vorhanden ist, finden wir das, was man vielleicht nach Heimpel die Kapitulation vor der Geschichte nennen kann: ein Zurückziehen auf den privaten Bereich.

Aber die Fragen, die sich aus dem Geschehen der Vertreibung ergeben, können nicht von den einzelnen und auch nicht mit den einzelnen begraben werden. Sie sind überindividuell, sie gehen die ganze Nation an.

Unnütze Fragen

Worüber es sich nicht zu sprechen lohnt, weil nichts dabei herauskäme, ist die Frage: Wie denken Sie sich eine Lösung des Problems der deutschen Ostgebiete? Wer auf der ganzen Erde kann heute eine befriedigende Antwort auf diese Frage geben? Das sind einige der Fragen, die bei der Aufnahme eines Patenschaftsverhältnisses der beiden Schulen besprochen werden könnten. Darin sehe ich tatsächlich den Sinn solch eines Kontaktverhältnisses.

Martin Buber, der Religionsphilosoph, sieht im Gespräch eine humanistische Aufgabe. Die Gespräche, die wir auf Grund einer Patenschaft führen würden, könnten also einen kleinen Beitrag zur Ausbildung eines demokratischen Bewußtseins liefern, etwa mit der Fragestellung: Wie kann man Freiheit, Recht, Macht, Toleranz und Verantwortung zueinander in ein erträgliches Verhältnis bringen? Immer würde man in unserem Falle vom Besonderen zum Allgemeinen dringen, immer aber würde der Ausgangspunkt verhindern, uferlos, oberflächlich und geschwätzig zu werden, immer aber auch – hoffentlich – würde das Gespräch freundschaftlich und sachlich bleiben, und es könnte Mißtrauen, Vorurteile und Ressentiments abbauen helfen.

Das Gespräch könnte, sollte den Partnern auch in dem Sinne weiterhelfen, wie Klaus Mehnert es in seinem neuen Buch „Der deutsche Standort" formuliert: „Aber ein 75-Millionenvolk im Herzen Europas braucht eine Vorstellung von seinem Platz in der Welt, soll es sich nicht selbst verächtlich werden."

Und was der Göttinger Historiker Heimpel in seiner Rede „Gedanken zu einer Selbstbesinnung der Deutschen" sagt, klingt fast wie eine Erläuterung dieses Gedankens: „Ein Deutschland, das sich in der Besinnung auf sich selbst und in der Toleranz gegen

Bewegende und Bewegte in der Geschichte: auch darüber lohnte sich an diesem konkreten Beispiel ein Gespräch, besonders auch im Hinblick auf die ehemaligen Kriegsziele des sogenannten freien Westens. Und hier erhebt sich die alte Frage: Hat der Westen eine Idee? Sind die Begriffe Freiheit, Recht und Selbstbestimmung Phrasen, oder sind sie wirklich ein Programm? Oder vorsichtiger: Lohnte es sich vielleicht, daran zu arbeiten, daß sie in dieser Welt wenigstens eine relative Geltung und Glaubwürdigkeit erhalten?

Ohne Zweifel ist zur Zeit der nationale Kommunismus eine sehr starke und begeisternde Idee. Was geschieht, wenn diese Idee auf ein Vakuum trifft?

Es wäre, auch von diesem Gesichtspunkt her, zu überlegen, ob der Begriff Realität nicht nur die Tatsache verschleiert, daß nichts geklärt ist, daß keine Konzeption vorhanden ist, daß man resigniert. So wäre die Berufung auf Realitäten eher ein Unsicherheits- als ein Stabilisierungsfaktor. Das haben die neuen Besitzer der deutschen Ostprovinzen übrigens besser erkannt als die deutschen Befürworter des Realitätsstandpunkts. Sie führen deshalb eine Menge anderer Begründungen für die neuen Grenzziehungen an, vor allem frühgeschichtliche, geschichtliche und sittliche Gründe.

Vertreibung als Sühne?

So müßte man auch über solch ein wichtiges Problem, daß die Vertreibung eine gerechte Sühne sei, sprechen. Auch hierfür gebe das Beispiel Memel eine aufschlußreiche Illustration.

Hitler ist ein gutes Alibi für alle geworden, die Ansprüche irgendwelcher Art an Deutschland stellen. Es hat ja aber auch vor Hitler schon Geschichte gegeben. Als Rußland im Siebenjährigen Kriege zeitweise Ostpreußen besetzt hielt, erhielt der russische Gouverneur in Königsberg von seiner Regierung den Auftrag, Ostpreußen nicht als ein besetztes Gebiet zu verwalten, sondern so, als sei es ein Teil des russischen Reiches. Die Tendenz, Ostpreußen zu annektieren, geht also viel weiter zurück als bis zur Zeit Hitlers.

Als Napoleon im Jahre 1812 die Niederlage in Rußland erlitt, hatte Memel wieder eine russische Besatzung. Die Befreier wollten damals den guten und eisfreien Hafen durchaus in ihrem Besitz behalten. Der russische Oberbefehlshaber schrieb am 8. 1. 1813 an den Zaren, eigentlich sei die Weichsel Rußlands Grenze. Erst das Eingreifen des Freiherrn vom Stein war nötig, um den Rückzug der russischen Truppen aus Memel zu erwirken. Noch einmal zeigt sich hier, daß der russische Drang nach Ostpreußen schon lange vor unserer Zeit vorhanden war. Diesen Zug nach Westen hat dann die neue Herrschaftsform in Rußland von der alten übernommen.

Man sollte das Recht auf Sühne auch einmal von dieser Seite her betrachten. Dabei erhebt sich die Frage, ob man sich nicht lösen sollte von der Bezüglichkeit alles geschichtlichen Geschehens auf Hitler. Die Bewegungslinien der Geschichte sind von anderen Kräften gekennzeichnet als denen von Schuld und Sühne.

Auch Polen hatte übrigens in dieser Hinsicht das Erbe Rußlands übernommen. Schon lange vor Hitler – 1918/19 und 1928 – stellte es Ansprüche auf Pommern, Schlesien und die Grenzmark. Der französische General, der 1920 mit seinen Truppen in Memel einrückte, brachte erstaunlicherweise einen polnischen Dolmetscher mit. Die Polen hatten zu den Friedensverhandlungen falsche Bevölkerungsstatistiken mitgebracht. In Memel sprach kein Mensch polnisch.

Erfahrungen mit einem Kondominium

So waren also die Franzosen von 1920 bis 1923 in Memel und ab 1923 die Litauer. Die Memeler machten von 1923 bis 1939 etwa den Status durch, den man heute vielleicht als Kondominium bezeichnen würde und als Lösung empfiehlt. Solch ein Kondominiumstatus, so zeigte es sich damals, ist viel schwieriger, als man es sich hier im Westen vorstellt.

Das Memelgebiet war seit 1923 mit seinen deutschen und deutschorientierten Bewohnern ein Teil Litauens. Die Rechte der Memelländer schienen durch das Memelabkommen von 1924 mit Zusicherung der Autonomie geschützt. Garantiert wurde dieses Abkommen durch die Signatarmächte England, Frankreich und Italien. Es gab einen litauischen Gouverneur, einen litauischen Kriegskommandanten und ein memelländisches Parlament mit einem Kabinett.

Es war also an alles gedacht worden. Nur: das Kondominium funktionierte nicht, denn Litauen wollte ein litauisches und nicht ein autonomes Memelgebiet. Es ist das Tragische, daß die jahrhundertelang unterdrückten Randstaaten des Ostens einen großen Nachholbedarf an Nationalismus und Selbstbestätigung hatten und daß sie alle Methoden, die an ihnen geübt worden waren, nun auf ihre Minderheiten anwandten. Auf alle mögliche Weise wurde ein Lituanisierungsprozeß durchzuführen versucht von Verwaltungsmaßnahmen bis zum Terror. Das Kondominium funktionierte übrigens schon vor Hitler nicht. Hitler diente dann seit 1933 als moralisches Alibi für das Nichtfunktionieren des Zusammenlebens von Deutschen und Litauern.

Ein Kondominium dürfte heute im Osten noch schwieriger sein, denn als neuer Faktor ist der Kommunismus hinzugekommen, das heißt zu dem Nationalitätenproblem die jede andere politische Anschauung ausschließende Ideologie. Und noch eins: Inwieweit sind die osteuropäischen Staaten souverän? Litauen ist es gewiß nicht.

Die Memeler haben mit dem Frieden von Versailles ihre bitteren Erfahrungen gemacht, und sie haben allen Grund, vor einem zweiten Versailles zu warnen, also davor zu warnen, bei Lösungen nur die Macht sprechen zu lassen. Die Entscheidungen von Versailles waren von Anfang an die Quellen ständiger Unruhen, weil sie unstabile Verhältnisse schufen, einstweilige Realitäten also. Verlierer waren dann alle Partner von Versailles. Allerdings ist das zweite Versailles als Faktum schon da. Seine Folgen – ständige Unruhen und unstabile Verhältnisse, begründet durch Mißtrauen und gegenseitige Beschuldigungen – können vielleicht vermieden werden, wenn es gelingt, die Fakten zu modifizieren. Dazu sind Kontakte nötig. Und deshalb soll das Gespräch mit Angehörigen osteuropäischer Völker gesucht werden.

Gespräche mit dem Osten

Es wäre gut, wenn wir im Rahmen der Gespräche Lessing-Gymnasium – Luisengymnasium auch den litauischen Partner hinzuziehen könnten. Das wäre ein beispielhafter Versuch. Sie haben hier in der Nähe ein litauisches Gymnasium. Es müßte möglich sein, den einen oder anderen litauischen Lehrer hinzuzuziehen. Die Exillitauer sind keine Kommunisten, aber sie sind überzeugte Nationallitauer wie die einflußreiche Gruppe der Amerikalitauer und wie auch ihre im Lande verbliebenen Brüder.

Es wäre für Sie eine wichtige Erkenntnis zu hören, wie Angehörige eines sehr kleinen Volkes in einer hoffnungslos erscheinenden Lage denken, argumentieren, fühlen und handeln. Die Errichtung eines freien Litauens mit Memel, Wilna und Königsberg ist für sie keineswegs ein utopisches Gedankengebäude.

andere ein ruhiges Selbstbewußtsein erwirbt, wird keinen unbesonnenen ‚Ritt gen Osten' antreten. Es kann nur das Seine tun, um dem Dunkel der Weltverhältnisse im Frieden abzugewinnen den Einen freien deutschen Staat, das brüderliche Deutschland."

Vielleicht würden sich aus Gesprächen dieser Art auch persönliche Beziehungen ergeben, und vielleicht könnte dann wirklich Ihre Schule und Ihre Stadt den Memelern eine Art geistige Heimstätte werden.

Ich habe diesem Referat die beiden Zeilen aus der Livländischen Reimchronik vorausgesetzt:

„Die Mimele was zu verne gelegen,
got, der muste ir selbe pflegen."

Es liegt ein guter Schuß Resignation darin. Diese Festung in der Mitte der schmalen Landbrücke, dem Strandweg zwischen Livland und Preußen, lag so weit ab von den nächsten Stützpunkten, daß man sie schon der Hut Gottes empfehlen mußte. Sie hat im Laufe ihrer Geschichte gut ein Dutzend Brände erlebt, welche die Stadt manchmal völlig vernichteten. Immerhin muß sie sich wohl doch in der Hut Gottes befunden haben. Denn immer wieder baute sie sich auf den verkohlten Schichten neu auf. Auch heute steht sie wieder – auf alten Schichten. Sie liegt heute ferner als in den Zeiten der Ritterorden, am Rande Europas, am Rande der Welt, wirklich und unwirklich zugleich. An Ihnen liegt es nun, ob Sie „die Mimele" auch Ihrerseits getrost der Hut Gottes empfehlen wollen, weil sie zu fern gelegen ist, oder ob Sie ihrer pflegen wollen.

*

Der Vortrag von Dr. Lietz fand in der Turnhalle des Lessinggymnasiums vor rund 200 Schülern höherer Klassen (von Obersekunda ab) statt. Der gut gefüllte Raum war mit Schülerarbeiten aus dem Zeichenunterricht, vor allem Kurenwimpeln, dekoriert. Außer einigen Lehrern waren auch manche Memelländer erschienen, die bereits diese erste Veranstaltung des Bundestreffens 1967 miterleben wollten. Und ein Erlebnis wurde der Vortrag! Die jungen Zuhörer zeigten sich zunächst recht reserviert, folgten dann aber interessiert den anspruchsvollen Ausführungen und kargten am Schluß nicht mit Beifall, aus dem man ersehen konnte, daß zumindest ein Teil den Lietzschen Gedankengängen mit Verständnis gefolgt war. Erfreulich war, daß trotz der fortgeschrittenen Zeit noch einige Fragen gestellt wurden. Was interessierte die jungen Menschen? Sie wollten wissen, ob in der Stadt Memel noch Deutsche wohnten, ob es richtig sei, daß die Heimatvertriebenen immer noch einen Fremdkörper bildeten, was die Memelländer nun eigentlich noch wollten und ob das Heimatrecht nicht mit den alten Memelländern aussterben werde.

Dr. Lietz wich diesen Fragen nicht aus. Er erklärte, daß in der Stadt Memel nur noch vereinzelte Deutsche lebten, daß die Zahl der Memelländer auf dem flachen Lande aber noch 10–20 000 betrage. Richtig sei, daß der einzelne Schüler vertriebener Eltern unter den einheimischen Kameraden kein Fremdkörper mehr sei, doch treffe das nicht für die Gesamtheit von 15 Millionen Flüchtlingen zu. Zum Heimatrecht betonte Dr. Lietz, er halte diese Formulierung keineswegs für glücklich, und es handele sich hier auch keineswegs um eine Angelegenheit der Ostdeutschen allein, sondern um ein Gesamtanliegen aller Deutschen, bei dem die Vertriebenen allerdings bis heute die gesamtdeutsche Solidarität vermißt hätten. Interessant sei der Einwurf, daß das Heimatrecht zusammen mit den Vertriebenen sterben werde. Der Frager gehe also von der Voraussetzung aus, daß das Recht als Idee sterblich sei, also nicht vererbt werden könne ...

Wieder gab es zustimmenden Beifall, und der Anstaltsleiter Oberstudiendirektor Dr. Kölmel erklärte in seinem Schlußwort, man habe in Mannheim Verständnis für die berechtigten Probleme der Vertriebenen, die auch in der politischen Zukunft der Schüler eine Rolle spielen würden.

Bild vom Luisen-Gymnasium nach 1945

DR. GERHARD LIETZ

Zu Hause - das ist Memel

Vor 725 Jahren wurde unsere Heimatstadt Memel gegründet. Seit mehr als 30 Jahren muß die Stadt, ihrer Kinder beraubt, in Gefangenschaft dem Eroberer dienen. Ihre Kinder leben im Exil. Aber 30 Jahre sind nur ein Atemzug in der Geschichte. Deshalb soll mein Geburtstagsgruß keine trauernde Rückschau sein, keine Klage um Vergangenes, sondern mein Geburtstagsgruß soll Dank und Besinnung sein.

Wenn ich „zu Hause" sage, dann meine ich auch heute noch, nach mehr als 30 Jahren, Memel. Und so wird es vielen gehen. Das ist nicht, wie man uns vorwirft, verbissene Sentimentalität, Wirklichkeitsfremdheit, sondern es ist das Gefühl oder die Einsicht, daß Wesentliches unserer Persönlichkeit damals, in jenem Zuhause, geprägt worden ist — und nirgendwo anders und zu keiner anderen Zeit.

Memel: Das sind Gestalten und Gesichter. Das sind Spielgefährten, Schulkameraden, Arbeitskameraden, Geliebte, Freunde, Gegner und zahllose Bekannte. Memel: Das ist der Blick von der Nordmole auf die vertraute Silhouette der Stadt. Das ist der Hafen, die Dange, die Huk, der Markt mit dem Ännchenbrunnen ... Unzählige Bilder.

Das ist der Blick auf Haff und Nehrung, der Blick auf die See hinaus. Das ist der hohe, helle Himmel, der Wind, der salzige Sturm, das Dröhnen der Brandung und die Flotte der segelnden Wolken.

Memel, wie wir es kennen, war eine kleine Stadt, doch es war seinem Wesen nach keine Kleinstadt. Die Ferne murmelte an ihren Bollwerken und wehte durch ihre langen Straßenzüge.

Das merkte man auch an den Memeler Familiennamen: Die Geschichte und der Handel führten im Laufe der Jahrhunderte Menschen aus dem östlichen Preußen, aus ganz Deutschland, aus ganz Europa in die alte Ordensstadt, in die See- und Handelsstadt. Aus dieser Mannigfaltigkeit wurden Memeler. So wurde die Stadt ein gewachsener Lebenskreis, dessen Kennzeichen die Zugehörigkeit war, die Zugehörigkeit zu Menschen, die Zugehörigkeit zu Strassen, Plätzen und Häusern, die Zugehörigkeit zur Landschaft mit ihrer Vielfalt, ihren weiten Horizonten, dem Wasser, den Farben und der Bewegung.

Das ist unsere seelische Prägung.

Dann kam in den zwanziger Jahren etwas anderes hinzu: die Zeit der litauischen Fremdherrschaft. Sinnbild war das gestürzte Borussia-Denkmal.

Diese Zeit prägte andere Seiten unseres Wesens: unsere Willenskräfte und unser politisches Denken. Die Abtrennung, die jahrelangen Schikanen und Bedrohungen, das alles traf uns gemeinsam. Es traf uns aus einem einzigen Grunde: weil wir Deutsche waren. Es war ein überindividuelles Schicksal, das auf uns lag. Das begriffen alle: die Wahlen bewiesen es. Das überindividuelle Schicksal, das alle bewußt erlebten, machte aus uns Deutsche, für die ihre nationale Haltung kein nebelhaftes Gefühl war, sondern Wirklichkeit und eine Notwendigkeit, die Gelassenheit, Opfer, List und Härte verlangte. Damals begriffen wir, daß Freiheit das kostbarste Gut ist und daß Freiheit nur durch Tapferkeit errungen und bewahrt werden kann. Unsere Sehnsucht und unsere Hoffnung war Deutschland, das „Reich".

Diese zweite starke Prägung, die wir in unserer Heimat erfuhren, hat die damals ganz junge Generation, haben die, die damals Kinder waren, natürlich nicht mehr oder nicht sehr intensiv verspürt.

Nun hat uns die Vertreibung in das westliche Reststück des ehemaligen Reichs verschlagen. Hier hat sich mit dem geographischen auch der geistige und nationale Horizont verengt — bei den Regierenden, bei den Meinungsbildnern und bei vielen anderen. Kapitulation vor der Geschichte. Wir müssen es erleben, daß nach westdeutschem Sprachgebrauch schon Mitteldeutschland, also die Deutsche Demokratische Republik, Ostdeutschland genannt wird. Der deutsche Osten ist für viele eine Peinlichkeit. Er ist von den offiziellen Landkarten verschwunden. Manche haben ihn vergessen, manche wollen ihn vergessen. Die Kinder, die jungen Leute wissen nichts mehr von unserer Stadt und unserer Heimat, einem alten deutschen Land, das jahrhundertelang Ostpreußen, Preußen, Deutsche hervorgebracht hat, und den anderen deutschen Ländern im Osten. 700 Jahre deutscher Geschichte sollen weggewischt werden. War nun alles vergeblich?

Wir kennen das Auf und Ab der Geschichte aus der Geschichte unserer Heimatstadt. Wer aufgibt, bleibt unten. Dann war aller vergeblich. Die unvermeidliche Veränderung der Verhältnisse ist nur dann unser Bundesgenosse, wenn wir nicht nachlassen, für das Recht und die Freiheit unserer Heimat einzutreten, auch wenn die Lage zur Zeit aussichtslos zu sein scheint.

Wir erinnern uns an die Geschichte vom Glumssack zu Memel. Während einer Belagerung durch die Samen kamen die Memeler in schwere Bedrängnis. Vor allem die Nahrungsmittel wurden knapp. Schließlich hatten sie nur noch einen großen Glumskäse. Diesen Glumskäse warfen sie in einem Sack über den Wall der Stadt den Belagerern vor die Füße. Als diese den Glumskäse sahen, meinten sie, die Memeler hätten noch Nahrungsmittel die Fülle und zogen ab.

In dieser Geschichte steckt mehr als nur die Erinnerung an eine geschichtliche Episode. Es lohnt sich, darüber nachzudenken.

Nur noch in unserer Erinnerung hebt sich heute Memel, wie es war und wie es uns formte, aus Haff und See — in Gefangenschaft und Ferne. Heute — ein Atemzug in der Geschichte, zwei Atemzüge ...

Sei gegrüßt zu Deinem 725. Geburtstag und habe Dank!

Bleib tapfer, Memel!

Zu Hause
erzählte uns jedes Haus seine Geschichte,
die Strassennamen flüsterten die Geschichte
unserer Stadt.
Alles war nachbarlich;
Spielgefährten, Schulkameraden, Freunde Bekannte
Von gemeinsam erlebten Jahren geprägt,
wuchsen wir auf.

Namen, Wörter, Blicke
waren vollerBeziehung und jedem verständlich.
Seinen festen Ort hatte jeder,
eingewachsen, und zugehörig.

Haff und See, Dünen, Heide und Wald,
die geliebte Silhouette der Stadt -
Der salzige Seewind,
die mächtigen Stürme im Frühjahr und Herbst,
die gewaltige Brandung über den Molen,
der klirrende Eisgang im Tief -
Das sind nicht Wörter, die mit dem Atem vergehen,
das sind nicht flüchtige Bilder von gestern:
das lebt in uns.

Ausgerissen aus dem Heimatboden,
wurde ich wurzellos
in die Fremde unter Fremde verschlagen.
ein Leben lang
fremd.

"Unsterbliche Heimat"

Home, sweet home - -
Wenn die Briten das singen,
ist man gerührt.
Ach, die heimatliebenden Briten -

Wenn die Bayern Heimatlieder singen,
freuen sich die Touristen.
Ach die heimatliebenden Bayern, die Treuen - -

Aber wenn wir
unsere ostpreussischen Heimatlieder singen,
stört das den Frieden der Welt:
Wir werden unbelehrbare Revanchisten gescholten,
und die neuen Herren unserer Heimat werden unruhig.
Unsere westdeutschen Brüder und Schwestern
beruhigen sie:

Nehmt sie nicht ernst,
sie sterben ja aus.

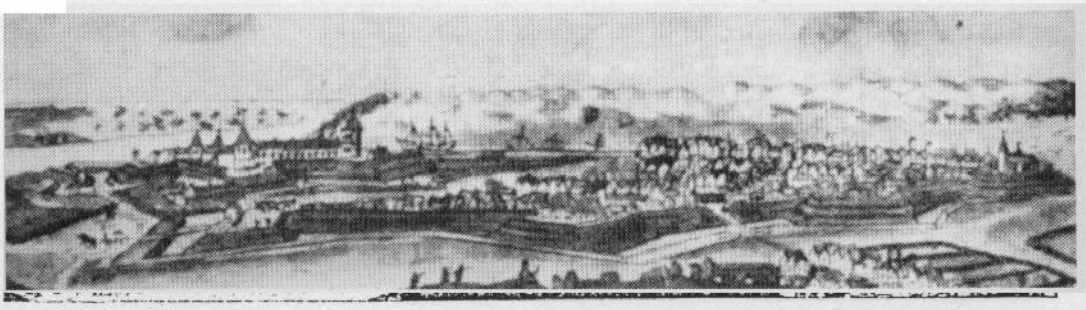
Home, sweet home - -
Das gilt nicht für uns.

Aus "Unsterbliche Heimat"

Dange — Segelschiff — Joh. Kirche

Das ist Memel!

Nur wenig zeigt diese Zeichnung des um Memel so verdienten Kunstmalers Gustav Boese: Dach und Turm der Johannis-Kirche über den Bäumen der Marktstraße, die Dange mit einem Zweimaster und einem Ruderboot, im Vordergrund die Schlipp eines Holzplatzes — das ist alles. Und doch ist auf diesem Bilde alles vereint, was den Reiz unserer Stadt ausmachte: Von Frömmigkeit und Wohlhabenheit spricht der schlanke, anmutige Kirchturm, von Handelsgeist und weltweitem Sinn das Segelschiff, von der Schönheit romantischer Winkel der Giebel des Pfarrhauses, von Arbeiter und Gewerbefleiß die Hantierung der drei Männer, von der Allgegenwart des Wassers endlich der kleine Ausschnitt der Dange. Wir wünschen dieser reizvollen Zeichnung geruhsamme, bedächtige Betrachter Aber es genügt ein Blick um festzustellen: Das ist Memel!



Memel um 1670

ese Ansicht ist einer Karte des Amtes Memel entnommen, die der Landmesser J. Naronski anfertigte; sie läßt ! Anlage der Seefestung in klassischer Sternform deutlich erkennen. Aufn. MD-Archiv

Weisst du noch ––?

Früher schwirrte die Frage noch hin und her:
Weisst du noch ? Weisst du noch ?
Weisst du noch?
Und viele wussten es noch,
lachten, erzählten, schwiegen nachdenklich –
Weisst du noch ––?

Immer weniger sind es,
die es noch wissen,
die lachen, erzählen, nachdenklich schweigen –

Bald frage ich mich nur noch selber:
Weisst du noch?

Die Frage verweht ––

Aus "Regenbogenspiele"

Du flüsterst Heimat, und du träumst und schwärmst,
als sei's ein strahlend schöner Edelstein –
und sagtest mir doch selbst, wie karg und klein
das Fleckchen ist, um welches du dich härmst.

Und wenn ich ftrage, sagst du Wald und Tal
und Himmel, Duft und Sonne, Haus und Feld –
als gäb's das alles nur ein einz'ges Mal,
als sei das Stückchen Heimat nur die Welt.

Du flüsterst Heimat, schmerzlich, froh, entrückt –
Ich stehe hilflos vor dem Rätseltor.–
Ich gab dir alles, was das Herz beglückt –
Doch du sagst Heimat.– Ach, und ich verlor ––

Aus "Odysseus"
Gerhard Lietz

15. Bundestreffen der Memelländer in Mannheim Ein Rundgang durch die Buchausstellung

Memelländer zeigen in Mannheim ihre Kulturwerke

Aus beiden Bibliotheken stellte die AdM in Mannheim eine kleine Auswahl von Dokumenten und Büchern aus. Die Memelländer konnten sicher mit Freude vertraute Namen, Bücher und Fotos wiederfinden. Für die anderen Besucher sollte es eine kleine Entdeckungsreise in das Memelland und nach Ostpreußen sein.

Eine Abteilung zeigte Bücher historischen Inhalts: die „Geschichte des Preußenlandes", „Die Geschichte der königlich-preußischen See- und Handelsstadt Memel" von **Johannes Sembritzki**, „Die Geschichte des Kreises Memel" und „Die Geschichte des Keises Heydekrug", die der fleißige Apotheker gleichfalls verfaßt hat. Unter den Schriften aus der litauischen Annektion (1923–1939) fanden wir auch den Kommentar zur Memelkonvention von **Albrecht Rogge** „Die Verfassung des Memelgebiets". Schriften über die Vertreibung und Reden und Aufsätze von **Dr. Ottomar Schreiber**, dem ehemaligen memelländischen Landespräsidenten, schlossen diese Gruppe ab. Hier standen auch das gewichtige und umfassende „Buch vom Memelland" von **Heinrich A. Kurschat**, die gründliche Untersuchung von **Dr. Ernst-Albrecht Plieg** „Das Memelland von 1920 bis 1939" und die von **Fritz Gause** herausgegebene Sammlung „Ostpreußen. Leistung und Schicksal". In der Gruppe Bevölkerung, Volkskunde und Landeskunde fanden wir alte Bekannte: die „Heimatkunde des Memelgebiets" von **Richard Meyer**, dem langjährigen AdM-Vorsitzenden, das „Rossittenbuch" des weltbekannten Leiters der Vogelwarte Rositten, **Professor J. Thienemann**, und wir fanden das Buch „Elche zwischen Meer und Memel" von **Martin Kakies**, einst Hauptschriftleiter des „Memeler Dampfboots", das „Memelländische Bilderbuch von **Heinrich A. Kurschat** und sein vergnügliches „Memelländisches ABC". Auch mit **Otto Schwarzien** „Kulturbilder aus dem memelländischen Juragebiet" feierten wir ein Wiedersehen genauso wie mit **Henry Fuchs** „Die Bewohner der Kurischen Nehrung im Spiegel ihrer Sagen". **Louis Jahn** untersuchte das Wirtschaftsleben der Stadt Memel in seinem Buch „Memel als Hafen- und Handelsstadt". Es fehlte auch nicht der verdienstvolle Verfasser der „Bibliographie des Memellandes" **Max Szameitat**. Nur erwähnt kann hier das schmale aber gehaltvolle Bändchen von **Paul Kwauka** werden „Das Kurische im nördlichen Ostpreußen".

Einen breiten Raum nahm in der Ausstellung die schöne Literatur ein. Der Schauplatz der Dichtung ist die Landschaft des Memellandes und im weiteren Rahmen des nördlichen Ostpreußens. Sie stellen die besonderen Lebensverhältnisse der dort ansässigen Menschen dar: Sitte, Überlieferung, völkische, soziale und politische Probleme und darüber hinaus allgemein menschliche Konflikte und Lösungen. Es ist also heimatliche und landschaftsgebundene Dichtung. Ihren besonderen kulturgeschichtlichen Wert erhält sie heute dadurch, daß sie eine Welt schildert, die durch die Vertreibung vernichtet worden ist. Der literarische Wert der Dichtung ist unterschiedlich.

Erich Karschies war mit seinem Buch „Der Fischmeister" vertreten, **Charlotte Keyser** (aus Ruß) mit ihren mundartlichen memelländischen Liedern „Bi ons to Hus" und „Von Häusern und Höfen daheim klingt es nach". Von **Rudolf Naujok** fanden wir den Roman „Frau im Zwischenland", die „Memelländische Dorfchronik" und „Der Herr der Düne". Sehr bekannt waren früher „Das Hanneken aus Ostpreußen" von **Johanna Wolff** und die Gedichte von **Johanna Ambrosius**. Mancher möchte noch die „Lebenserinnerungen eines alten Handwerkers aus Memel" aus dem Jahre 1922 von **Karl Scholl** kennen oder die „Geschichten aus dem Memelland" und die „Sendung der Rohrmosers" von **Elisabeth Broenner-Hoepfner**, die während der Abstimmungszeit unerschrocken für ihre Heimat eintrat. Da standen auch das „Dorf unter der Düne" von **Hans-Georg Buchholtz**, „Winke, bunter Wimpel" von **Alfred Karrasch** und von **Fritz Kudnig** „Heitere Stremel von Weichsel und Memel", das Jugendbuch „Alle gegen Jurgis" von **Klaus Reuter** (aus Memel), „Wild, Wald und Jagd im Memelland" von dem Förster **Hans Karallus**, von **Alfred Katschinski** „Die zweite Heimat" und von der memelländischen Lehrersfrau **Lisbeth Purvins-Irritié** „Der Kampf um die Heimaterde".

Dort standen die Autoren, die über den heimatlichen Raum hinausgewachsen sind: **Simon Dach**, der 1605 in Memel geboren wurde, mit seinen Gedichten, **Agnes Miegel** mit Balladen (Die Frauen von Nidden), Liedern und Erzählungen, der erfolgreiche und umstrittene Dramatiker und Erzähler **Hermann Sudermann** aus Matzicken im Kreise Heydekrug mit „Frau Sorge", „Der Katzensteg" und „Litauische Geschichten".

7

Von **Ernst Wiechert** fanden wir „Jahre und Zeiten", von **Paul Brock** „Der Strom fließt" und „Berufung der Herzen", von **Ernst Wichert**, seinerzeit Amtsrichter in Prökuls, „Litauische Geschichten" und „Heinrich von Plauen". Der expressionistische Dramatiker **Alfred Brust** aus Coadjuthen war mit dem „Singenden Fisch" und „Jutt und Jula" vertreten. Und dort lag der „Liederschrein", eine Sammlung deutscher, litauischer und masurischer Lieder von **Karl Plenzat**.

Ein wertvoller Jahresbegleiter war der Memelland-Kalender (Verleger **F.W. Siebert**, Kalendermann **H.A. Kurschat**), der von 1952–1958 und von 1960–1968 erschien. Von den zahlreichen Sammelbänden und Bildbänden soll nur eine kleine Auswahl genannt werden: „Aber das Herz gängt daran", ein Gemeinschaftswerk der Vertriebenen, mit Beiträgen von **Gerhard Lietz** (aus Memel), der Bildband „Wunderland Kurische Nehrung" von **Heinrich A. Kurschat**, „Die Kurische Nehrung" von **Martin Kakies** und „Ostpreußen. Unvergessene Heimat" mit einem Vorwort von **Ottomar Schreiber**.

Der nordöstlichste Zipfel des Deutschen Reiches, das Memelland, war nur ein sehr kleines Stückchen Erde: es hatte eine Länge von 140 km, war 15 bis 20 km breit und hatte 150.000 Einwohner (1937), von denen rund die Hälfte in der Landwirtschaft tätig waren.

Das Schrifttum, das aus diesem kleinen Landstreifen hervorgegangen ist oder das sich mit ihm beschäftigt, von Memelländern oder Verfassern, die außerhalb dieses Gebietes zu Hause waren, ist ungewöhnlich groß und reichhaltig.

Einige, aber sicherlich nicht alle Gründe dafür kann man erkennen: Es war die einmalige Landschaft an See, Haff und Memelstrom – Wiesen, Felder, Moore, Heiden, Wälder, das Memeldelta, die Kurische Nehrung –, es war das bewegte politische Schicksal, es war die besondere Zusammensetzung und Mischung der Bevölkerung. Da waren die Kuren und Schalauer, wohl die Ureinwohner des Memellandes, da waren die Deutschen, die sich im Laufe der Jahrhunderte im Ordensland ansiedelten, und da waren seit etwa dem 15. Jahrhundert die Litauer, die als Flüchtlinge aus Polen kamen und loyale Preußen und Deutsche wurden.

Die Ausstellung dürfte ihren Zweck erreicht haben, wenn sie ihren Besuchern, die nicht im Memelland gewohnt haben, den Eindruck vermitteln konnte, daß das Memelland, dieses begrenzte und oft bedrohte Gebiet am Rande des Deutschen Reiches, ein lebendiger deutscher Kulturraum war, stark an Ausstrahlung, eng verknüpft mit dem Mutterland und begabt mit guten geistigen Kräften.

Und daran sollten sich auch die Memelländer selbstbewußt und stolz erinnern!

Dr. Gerhard Lietz

•

Der letzte Direktor der Memeler Stadtbücherei, Dr. Lietz, der die Mannheimer Ausstellung zusammengetragen hatte, hielt zur Eröffnung im Rosengarten eine Rede, die Grundsätzliches über Heimatliteratur und besonders über Werke aus dem Memelland aussagte. Sie ist es wert, über den Anlaß und die anwesenden Gäste hinaus verbreitet zu werden. Wir entnehmen ihr die wesentlichsten Passagen.

Für die Memelländer wird die Ausstellung ein Wiedersehen mit Bekanntem oder vielleicht schon fast oder ganz Vergessenem sein.

Einen guten Überblick über das literarische Leben in unserer Heimat geben das 1935 erschienene Buch von Rudolf Naujok „Das Memelland in seiner Dichtung" und das Kapitel „Literatur" in dem „Buch vom Memelland" von Heinrich A. Kurschat.

Aber auch die Gäste aus Mannheim mögen in dieser Ausstellung einige bekannte Namen finden, Namen von memelländischen Literaturschaffenden, die schon lange ihren Weg in die deutsche Literaturgeschichte gefunden haben. Es sind Simon Dach, Hermann Sudermann und Alfred Brust.

Großenteils ist die Literatur, die wir hervorgebracht haben, heimatgebunden, also Heimatliteratur. Heimatliteratur gibt es in verschiedenen Abwandlungen als sogenannte Bauerndichtung oder als Volksdichtung schon seit dem Mittelalter. Oft trat die Heimatliteratur als Gegner der verfeinerten höfischen und städtischen Kultur auf. Im 18. Jahrhundert waren die großen Anreger der „naturhaften Dichtung" Rousseau und der Ostpreuße Herder.

Auch die große Erzählkunst in deutscher Sprache – Stifter, Keller, Gotthelf, Storm, Raabe, Fontane, Droste-Hülshoff, Reuter, Ebner-Eschenbach – ist im 19. Jahrhundert in Stoff, Sprache und Stimmung weitgehend landschaftlich gefärbt. Die Handlung spielt sich in einem begrenzten Lebenskreise ab.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts empfand sich die Heimatliteratur als Gegner der großstädtischen Literatur, vor allem als Gegner der von Berlin ausgehenden Literaturströmungen.

Als Erzähler gab Hermann Sudermann mit seinem Roman „Frau Sorge", 1887, dem modernen Entwicklungsroman und der modernen Heimatkunst entscheidende Anregungen und wurde zum Vorbild für andere Entwicklungsdichtungen und für die Wertung der Heimatlandschaft. Überall in Deutschland entstand eine reiche Stammesliteratur, zu der auch die Mundartdichtung gehört. Es ist schwer zu erklären, was Heimatliteratur im engeren oder im weiteren Sinne ist und wann eine Dichtung allgemeiner deutscher Besitz wird und große Literatur ist.

Auf dem Gebiet der Heimatliteratur haben wir Memelländer eine lange Reihe von Autoren aufzuweisen. Die ungewöhnliche Vielfalt und Reichhaltigkeit des Schrifttums hat verschiedene Gründe: Es war das bewegte politische Schicksal, das die geschichtlichen Arbeiten und Dichtungen hervorgebracht hat, es war die einmalige Landschaft an See, Haff und Memelstrom, das Memeldelta, die Kurische Nehrung, es war die in diesem Winkel der Welt noch unberührte, reiche Natur, es war die besondere Zusammensetzung der Bevölkerung, die zur Darstellung reizten und die wohl auch diese beachtliche schöpferische Tätigkeit hervorbrachten.

Und wie überall hat die Randlage, in unserem Falle also die Randlage als äußerster Zipfel des Deutschen Reichs gegenüber Rußland, uns unsere Zugehörigkeit zu Land und Volk wohl deutlicher ins Bewußtsein und ins Gefühl gerückt als bei den Einwohnern im Inneren des Landes. Verstärkt wurde unser Gefühl der Zugehörigkeit als politisches Schicksal dann noch in der Litauerzeit und durch die Litauerzeit. Das alles schlägt sich in unserem Schrifttum nieder.

Es ist verständlich, daß die Heimatliteratur großenteils auf einen Leserkreis ihres eigenen Raums beschränkt bleibt. Doch sind zwei gebürtige Memelländer mit ihren heimatbezogenen Themen auch über das heimatliche Gebiet hinaus bekannt geworden: Paul Brock, geboren in Pagulbinnen am Memelstrom, und Rudolf Naujok aus Schmelz bei Memel.

Alle diese Dichtungen, die die besonderen Lebensverhältnisse im Memellande schildern, haben einen besonderen geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Wert, weil sie eine Welt schildern, die es heute nicht mehr gibt. Das gilt auch für die volkskundlichen Untersuchungen. Aber die Zerstörung der landschaftlichen und der alten kulturellen Zusammenhänge in Stadt und Land geht ja, wenn auch nicht so radikal wie durch die Vertreibung, überall vor sich.

So sollte und könnte unsere kleine Ausstellung dem Beschauer ein Bild vermitteln von einer lebhaften geistigen und schöpferischen Tätigkeit auf einem sehr kleinen Raum, einer Tätigkeit, die eingebettet war in das kulturelle Leben Deutschlands vom Barock bis zur Gegenwart, nicht nur nehmend, sondern auch gebend.

Es war ja gerade *nicht* so, wie der bekannte englische Historiker Toynbee in seinem Werk „Study of History" Ostdeutschland charakterisierte als ein Gebiet, dessen sandige Kiefernwälder den Übergang zur Steppe Asiens bilden.

Unsere kleine Ausstellung in diesem kleinen Westdeutschland sollte daran erinnern, daß der Atlas der deutschsprachigen Literatur der Vergangenheit Ost-, Mittel-, Süd-, West- und Norddeutschland umfaßte, den österreichischen, den schweizerischen, den baltischen Raum und Siebenbürgen.

Die zahlreichen literarischen und anderen künstlerischen Leistungen ebenso wie die wissenschaftlichen, die politischen, die sozialen und wirtschaftlichen Leistungen des deutschen Ostens konnten nicht in einer geistigen Wüste entstehen und wachsen. Der kulturelle Unterbau mußte vorhanden sein, um sie hervorzubringen. Das bedeutet: Auch die deutschen Ostprovinzen konnten an wichtigen Punkten der deutschen Geistesgeschichte nur deshalb auch Gebende sein und Ebenbürtiges schaffen, weil sie ganz und gar eingebettet waren in den deutschen Kulturkreis, weil sie *keine* Kolonialgebiete waren!

Ich will nun an zwei Beispiele erinnern: an den starken Einfluß des Ostpreußen Herder, des Schöpfers des Begriffs Weltliteratur, auf Goethe, und an die große Wirkung des Ostpreußen Kant auf Schillers philosophisches Denken.

Aber so haben wir ja früher nie gedacht: unsere Geistesgrößen – eure Geistesgrößen, unsere Leistungen – eure Leistungen, damals, als der Kulturkörper des deutschen Sprachraums noch als Einheit empfunden wurde. Und wir sollten solche Vergleichungen auch rückblickend nur als Notbehelf anstellen, wenn Verzerrungen und Verfälschungen uns dazu zwingen.

Das Ergebnis des Zweiten Weltkrieges hat nicht nur das geographische, sondern auch das geistige Gesicht Europas verändert. Es hat ja vorher ein Osteuropa gegeben, das bewußt und leidenschaftlich europäisch war, heute darf es – unter Zwang – nur auf Moskau ausgerichtet sein. Und die Länder des Baltikums sind völlig von der Landkarte verschwunden.

Verändert hat sich auch das geistige Gesicht unseres Volkes. Durch die Auslöschung des deutschen Ostens hat der deutsche Protestantismus im Osten einen großen geographischen Raum, der auch ein eigenständiger kultureller Raum war, verloren. Die Schwerpunktverlagerung wird äußerlich gekennzeichnet durch die Verlagerung von Berlin, das ja der politische und kulturelle Brückenpfeiler nach Königsberg war, nach Bonn.

Die Vertreibung der Deutschen aus den deutschen Ostprovinzen und die Aufteilung des Restes von Deutschland in einen kommunistischen und einen freien Teil bedeutet nicht nur eine geographische, sondern auch eine geistige Veränderung und Verengung. Östlich der Oder-Neiße-Linie erscheint auf dem heutigen deutschen Kulturatlas ein weißer Fleck. Verschwunden sind auch Siebenbürgen, das Baltikum und Böhmen aus der deutschen Kulturlandschaft. Geblieben ist der westdeutsche Kulturraum in seiner Verflechtung mit den beiden anderen deutschsprachigen Kulturräumen, mit der Schweiz und mit Österreich.

Nur mit großer Vorsicht und mit Einschränkungen kann man von den beiden Staaten, die sich östlich und westlich der

Elbe deutsch nennen, von einem deutschen Kulturkreis sprechen, jedenfalls nicht, wenn man an die Gegenwart denkt. Es gibt keine allgemeindeutsche Literatur mehr, kein allgemeindeutsches Geistesleben – bis auf wenige Ausnahmen. So arm, so eng ist unser Kulturatlas geworden.

Aber die kleine Ausstellung, die wir zeigen, sollte auch noch in einer anderen Hinsicht nachdenklich machen. Es steht fest, daß die Landschaft das Erleben in einer bestimmten Umwelt das Denken und Fühlen des Menschen formt. Die Dichter schaffen bewußt oder unbewußt aus ihrem Heimaterlebnis heraus, auch ohne Heimatdichter im engeren Sinne zu sein. Man merkt, woher sie stammen, die Schlesier Hauptmann und Stehr, die Ostpreußen Wiechert und Sudermann, Adalbert Stifter aus dem Böhmerwald, Heinrich Böll aus Köln.

Frank Thieß hat 1959 gesagt: „Ich bin überzeugt, daß alles, was ich schuf, ich in dieser Form nur als Balte schaffen konnte."

Und Siegfried Lenz aus Masuren und Günther Grass aus Danzig schöpfen auch heute noch ihre besten Kräfte unverwechselbar aus ihrer Heimat – und das nicht nur in der Thematik. Was aus dem Erlebnis eines ganz bestimmten und ganz charakteristischen Heimatraums heraus geschaffen und gedacht worden ist, kann in dieser bestimmten Eigenschaft nicht beliebig irgendwo anders geschaffen und gedacht werden.

Von nun an werden bestimmte Töne, Themen, Strömungen, Bilder, Gestalten und Wörter aus dem Schaffen unserer Künstler verschwinden, denn die Nachkommen der zehn Millionen Vertriebenen werden anders schreiben, schreiben müssen als ihre Väter, weil sie in einer anderen Umwelt aufwachsen. Auch das ist eine Verarmung und Verengung. Die Verarmung und Verengung zeigt sich schon darin, daß sie hier im Westen kaum noch jemand spürt.

So sind wir, ausgehend von unserer kleinen Ausstellung, aus der Heimat in die große Geschichte gelangt und kehren mit unseren Gedanken nun wieder zu unserem Ausgangspunkt zurück. Beides hängt ja eng miteinander zusammen.

Aber ist es heute noch sinnvoll, sich mit der kleinen Heimatgeschichte zu beschäftigen? Sollten wir nicht eher die große Weltgeschichte zum Kern unserer Überlegungen machen? Siegfried Lenz läßt in seinem vielschichtigen Roman „Heimatmuseum" seine Hauptperson, den Teppichmeister Rogalla, sagen: „Also Weltkunde statt Heimatkunde – Weltkunde, meinen Sie, und uns allen wäre geholfen. Ich weiß nicht, wieviel Ihnen Erfahrung bedeutet, aber ich hab' so manchen erlebt, der seine Hoffnungen auf Weltkunde setzte und der dann wie von selbst zur Heimatkunde zurückfand. Vielleicht müssen wir darauf gefaßt sein, daß Weltkunde immer nur Heimatkunde ist, sein kann . . ." So weit Lenz.

Unsere Ausstellung ist ja ein wenig Heimatkunde. Diese Heimatkunde hat eine seelische Seite: sie ist natürlich eine Sache des Gefühls, des Herzens – und das ist ja nichts Minderwertiges. Sie hat auch eine geistige Seite: nämlich Besinnung auf die Geschichtlichkeit, auf die Kräfte und Richtungen der Geschichte und der Kultur. Das ist es doch wohl, was Lenz sagen will: daß „Weltkunde" nur in Luft gebaut ist, wohl nur ein unverbindliches und wirklichkeitsfernes Theoriengebäude ist, wenn man vergißt, das „Weltkunde" sich begründet und begründen muß auf der Wirklichkeit, die der Mensch in seinem Lebensraum erlebt und zu gestalten versucht.

Wir sind uns darüber klar, daß wir mit unserer Ausstellung etwas Abgeschlossenes zeigen. Aber das nun Abgeschlossene ist ja Jahrhunderte lang Wirklichkeit gewesen und hat Jahrhunderte lang von Gegenwart zu Gegenwart Leistungen und Wirkungen hervorgebracht. Abgeschlossen heißt ja nicht: ohne Spuren verschwunden. Abgeschlossen heißt nichts vergessen und verdrängt.

Das Kartenbild der deutschen Kulturkarte früher und heute war kein Aufruf zu einem Ritt gen Osten, sondern eine Bestandsaufnahme unserer Kulturgeschichte und unserer gegenwärtigen kulturellen Situation. Vielleicht macht das kulturelle Kartenbild den einen oder andern nachdenklich.

Nachdenklich auch über den Gang der Geschichte, die jederzeit offen für unvorhergesehene Wendungen war und ist. „Für die Geschichte gibt es kein letztes Wort", heißt es in dem Roman von Lenz.

Hinter dem jeweils Abgeschlossenen beginnt also etwas Unbekanntes, Neues. So sollte unsere Ausstellung auch nachdenklich machen über die Verantwortung der jeweils lebenden Generation. Verantwortung wofür? Daß wir unsere Einheit nicht vergessen.

"Unsterbliche Heimat"

Über den Verfasser Dr. Gerhard Lietz

Sohn des Rektors der Memeler Mädchenmittelschule
wurde am 13. 12. 1908 in Magdeburg geboren.
Aufgewachsen in Memel und Abitur am Luisengymnasium.
Studierte in Marburg, Kiel, Exeter, Paris Deutsch und neue Sprachen.
1934 Promotion zum Dr. phil. mit einer Arbeit über:
"Das Symbolische in der Dichtung Barlachs".
Aktiv im Volkstumkampf der Memelländer. Angeklagt im Kownoer
Kriegsgerichtsprozess – (Neumann-Sass-Prozess).
Von den 4 Jahren Zuchthaus musste er immerhin 2 Jahre absitzen.
1937 absolvierte er sein 2. Staatsexamen in Berlin,
und kehrte als Studienrat an die Aufbauschule in Memel zurück.
In führender Stellung im Memeldeutschen Kulturverband tätig.
arbeitete er auch am" Memeler Dampfboot" mit
Nach der Befreiung des Senders Memel
machte er die erste deutsche Radioansage.
1939 Berufung zum Stadtbüchereidirektor in Memel.
Den zweiten Weltkrieg erlebt er als Soldat in Russland.
1945 aus amerikanischer Gefangenschaft entlassen.
Wiederfinden der Familie in Sachsen.
Hilfsarbeiter, Glasschmelzer, Glasschleifer in Thüringen
Übersiedlung in den Westen. Verlagslektor, Schuldienst.
Sesshaft in Bad Oeynhausen und 1971 als Studiendirektor pensioniert.
Der Arbeitsgemeinschaft der Memelländer ist er seit deren Gründung
verbunden und verfasst " 700 Jahre preussisch-deutsche Geschichte"
zum 700. und 725. Jubiläum der Stadt Memel.
Durch seine Montavičius-Rede wird er zum Urheber des Buches von
Ernst-Albrecht Plieg "Das Memelgebiet von 1920 – 1939".
Zum Bundestreffen der Memelländer in Mannheim 1981 veranstaltet
r. Lietz die Buchausstellung "Literatur über das Memelgebiet" und
kommentiert sie.
Dr. Lietz ist Träger der "Goldenen Ehrennadel" der AdM. und der
"Silbernen Ehrennadel" der Landsmannschaft Ostpreussen.

Dr. Lietz schreibt die Ballade "Aber das Herz hängt daran" und die
Erlebnisse einer Flüchtlingsfamilie " Familie Petermann Deutschland"
(Hierin enthalten die Entstehung des Gedichtes "Die Düne im Licht").

Weitere Veröffentlichungen: "Die Memeler Schulen",
"Das Borussia Denkmal in Memel".

Die "Chronik von Bad-Oeynhausen von 1910-1972".
"Bad Oeynhausen in alten Ansichten".

Weitere Werke:

Nehrungsgedichte "Wind Sand und Meer"
Lyrikbände "Die frühen Tage" 1983
"Regenbogenspiele" 1985
"Odysseus" 1991
"Die magische Laterne"

LietzLeb

Nun ist das Märchen zu Ende gebracht,
und alles ist gut--

Die Abenteuer sind klirrend verrauscht
wie ferne Stürme in wolkiger Nacht,
die langen Wege durch Heide und Tann,
der Zauberflug bis zum Ende der Welt,
List, Verzweiflung, Irrtum und Mut:
alles wehte vorbei wie ein rascher Traum.
Das Unrecht ist tot und Zauber und Bann
sind auf ewig zerschellt,
die Guten sind
befreit, erlöst, gekrönt, vermählt--
Und alles ist gut.

Und nun fängt das wahre Märchen an,
hebt sich empor als Morgenrot
einer glücklichen Welt
aus der Märchennot
und endet nie.
Keine Phantasie
hat sie je gesehn, hat sie je belauscht
hinter Zeit und Raum.

Das Märchen,
das nach dem Märchen beginnt,
wird niemals erzählt.

Aus "Regenbogenspiele"

Dr. Gerhard Lietz 80 Jahre

Am 13. Dezember 1908 in Memel als Sohn des damaligen Rektors der Memeler Mädchenmittelschule geboren, besuchte Dr. Gerhard Lietz nach 4jähriger Volksschulzeit das „Königliche Luisengymnasium" zu Memel und beendete seine Schulzeit 1927 mit der Reifeprüfung.

Seine Studienzeit in den Fächern Germanistik und neue Sprachen erlebte er in Marburg, Kiel, Exeter und Paris. Nach dem Abschluß des Studiums legte er 1933 sein erstes Staatsexamen und 1937 das zweite ab. In seine Heimatstadt Memel zurückgekehrt, unterrichtete er an der Auguste-Viktoria-Schule sowie an der Aufbauschule. 1934 promovierte er mit dem Thema „Das Symbolische in der Dichtung Barlachs".

Während des Volkstumskampfes der Memelländer gegen die litauische Fremdherrschaft 1923 – 1939 setzte er sich aktiv für die Erhaltung des Deutschtums ein. Dieses führte zu einer einmonatigen Gefängnisstrafe, verhängt durch den litauischen Kriegskommandanten, dem kurz nach deren Verbüßung eine vom Kownoer Kriegsgericht ausgesprochene Verurteilung zu 4 Jahren Gefängnis folgte.

Nach der Rückgliederung des Memelgebiets an das Deutsche Reich am 22. März 1939 wurde er zum Direktor der Memeler Stadtbücherei ernannt. Diese Tätigkeit konnte Dr. Lietz jedoch nur bedingt ausüben, wegen seiner Einberufung zur Wehrmacht nach Ausbruch des 2. Weltkrieges. Sein Einsatz erfolgte hauptsächlich an der Ostfront.

Nach dem Kriege trat er wieder in den Schuldienst ein und war in verschiedenen Städten tätig, bis er sich in Bad Oeynhausen niederließ, wo er 1971 als Studiendirektor pensioniert wurde.

Neben seiner beruflichen Tätigkeit war Dr. Lietz schriftstellerisch tätig. Er schrieb die Chronik seines heutigen Wohnortes und mehrere Romane. Seine Gedichte sind von großer Feinsinnigkeit, die alle Höhen und Tiefen eines 80jährigen ereignisreichen Lebens einfühlsam und ergreifend zum Ausdruck bringen. Unschwer ist in ihnen die starke Verwurzelung und die innere Verbundenheit mit seiner Heimat zu erkennen.

Unserer Heimatorganisation ist Dr. Lietz seit deren Gründung verbunden gewesen. Er bemühte sich um das Zustandekommen einer Schulpatenschaft zwischen dem „Lessing-Gymnasium" in Mannheim und den „Ehemaligen" des Memeler „Luisen-Gymnasiums", die leider an der mangelnden Bereitschaft der letzteren scheiterte.

Seine „Monstavičius-Rede" in Hannover wurde zum Urheber des Buches von Ernst-Albrecht Plieg „Das Memelgebiet von 1920 – 1939". Die von ihm geschriebenen Artikel in unserem „Memeler Dampfboot" (er war schon in Memel ihr Mitarbeiter) belebten diese Heimatzeitung und wurden wegen ihrer Aussagekraft gerne gelesen.

Zu unserem 15. Bundestreffen in Mannheim 1981 führte er eine Bücherausstellung „Literatur über das Memelgebiet" durch und hielt dazu den Eröffnungsvortrag. Während der letzten Soirée „Dichter des Memellandes sprechen uns an", auf dem 18. Bundestreffen 1987, war Dr. Lietz mit einem ganzen Vortragsblock beteiligt. Anläßlich des 40jährigen Bestehens der ÄdM wurde ihm in Würdigung seiner Verdienste das „Ehrenzeichen in Silber" verliehen.

Zur Vollendung seines 80. Lebensjahres wünschen wir Dr. Gerhard Lietz noch viele gemeinsame Jahre mit seiner Ehefrau Hilde geb. Weisson, im Kreise seiner Familie bei guter Gesundheit in Zufriedenheit und Wohlergehen.

Pr.

„Eine Saite, zum Schwingen gebracht"

Dr. Gerhard Lietz aus Memel verfaßt einfühlsame, zarte Verse

Es ist die gleiche glühende Gewalt, /die jetzt wie einst durch Menschenherzen bebt. / Gestalt wird Sage, Sage wird Gestalt– / Lausch tief in Herz und Zeit: Odysseus lebt." – Und Dr. Gerhard Lietz hat gelauscht, und was er vernahm, das schrieb er nieder. Unter dem Titel „Odysseus" (DM 29,80) hat er in 80 Gedichten die Lebensreise des griechischen Helden nachempfunden. Manches Bekannte wird der Homer-Kenner wiederfinden, anderes ist neu gesehen, umgedeutet, so daß es sich durchaus um einen Lebensweg eines unserer Zeitgenossen handeln könne. – Krieg, Vertreibung oder Flucht, Irrwege, die endlich dann doch nach Hause führen: „Ich fluchte der harten, schweren Gewalt, / ich fluchte den langen verlorenen Jahren, / aber dann hab ich es endlich erfahren: / alles war mein und gab mir Gestalt..."

Dr. Gerhard Lietz, der heute in Bad Oeynhausen lebt, wurde 1908 geboren. Aufgewachsen ist er in Memel. Nach Abitur und Studium (Deutsch, Englisch, Französisch) wurde er zum Dr. phil. promoviert. Das Thema seiner Promotion 1936: „Das Symbolische in der Dichtung Barlachs". „Der damals schon verfemte Barlach", so Lietz heute, „freute sich über meine Arbeit und schenkte mir eine große Kohlezeichnung, die leider bei der Vertreibung verlorengegangen ist."

1939 findet man Dr. Gerhard Lietz, der ein Jahr zuvor geheiratet hat, als Direktor der Stadtbücherei Memel. Den Zweiten Weltkrieg erlebt er als Soldat in Rußland. 1945 wird er aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft entlassen und arbeitet in Thüringen zunächst als Glasschmelzer und Glasschleifer. Ein Jahr später siedelt er in den Westen über, wo er als Verlagslektor Arbeit findet, bis er in den Schuldienst aufgenommen wird.

Der heute pensionierte Studiendirektor widmete sich immer mehr der „Kunst des Wortes". So veröffentlichte er in den „Ostdeutschen Monatsheften" einen Beitrag über die Geschichte der Stadt Memel; auch schrieb er eine Chronik von Bad Oeynhausen. Viele seiner Gedichte sind in Zeitungen und Anthologien veröffentlicht. Die Verse „Düne im Licht" gar werden neuerdings in Memel bei Folklore-Veranstaltungen deutschen Touristen vorgetragen. Alle hier erwähnten Gedichtbände sind übrigens direkt bei dem Verfasser, Hindenburgstraße 34, 4970 Bad Oeynhausen, zu beziehen.

„Manchmal fällt / fernher aus dem goldnen Äon / ein verlorenes Licht / in unsere Welt" – möchte man Gerhard Lietz aus seinem Gedichtband „Die frühen Tage" (DM 20, fast vergriffen) zitieren. Liest man seine einfühlsamen Verse, meint man ein Licht zu erspähen in unserer doch so nüchternen und der zarten Lyrik abholden Zeit. Und so mag er mit einem anderen Vers antworten, der sich in dem Band „Regenbogenspiel" (DM 25) findet: „Ich? / Eine Saite, / bisweilen zum Schwingen gebracht / von einem unbekannten Hauch." os

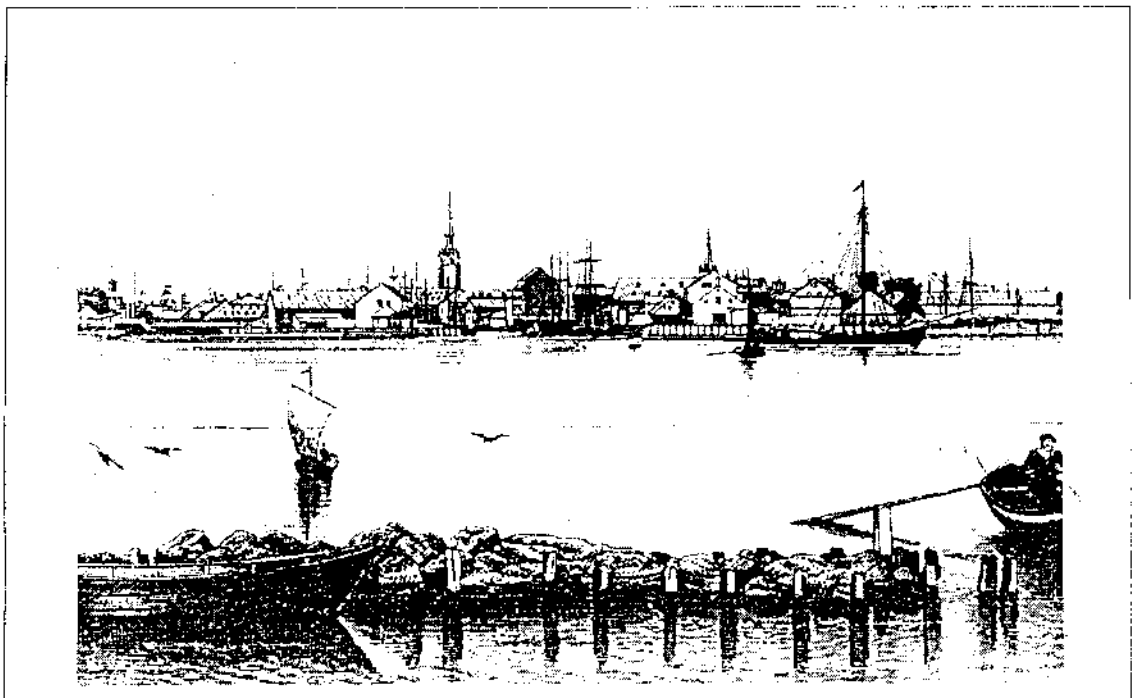
Ostpreussenblatt: 25. März 1995

Treue und Sehnsucht

Schließ die Augen, doch weine nicht ... Atme leise die Heimatluft ... Lausche in die Vergangenheit ... Schweige: Wir bleiben immer dort ... Gib sie weiter und weine nicht." – Zeilen aus dem Gedicht „Düne im Licht" von Dr. Gerhard Lietz. „Gib sie weiter", die Sehnsucht nach dem Land im Osten, die Treue zur Heimat, fordert er seine Leser auf in Gedichten, die Ausdruck dieser unverbrüchlichen Treue und tiefen Sehnsucht sind. Der 1908 in Magdeburg geborene Memeler lehrte als Studienrat an der Aufbauschule in Memel, war Mitarbeiter des „Memeler Dampfboot" und Direktor der Memeler Stadtbücherei. Nach dem Zweiten Weltkrieg war Lietz wieder im Schuldienst tätig und ist seit deren Gründung aktiv in der Arbeitsgemeinschaft der Memellandkreise in der Landsmannschaft Ostpreußen. Das Archiv der Arbeitsgemeinschaft hat nun eine Sammlung mit Gedichten von Dr. Gerhard Lietz herausgebracht: **„Unsterbliche Heimat"** (40 Seiten, geheftet, DM 28,50 incl. Versandkosten. Zu beziehen über das Archiv der Arbeitsgemeinschaft der Memellandkreise e. V., Dresdner Straße 5, 49661 Cloppenburg). Jedem der ausdrucksstarken Gedichte ist ein Originalfarbfoto beigegeben, von Helmut Berger in der Heimat aufgenommen. – „Reich mir die Hand. Zusammen gleiten wir in die Zeitlosigkeit" – eine Aufforderung, der die Leser gewiß gern nachkommen, wissen sie doch, daß sie bei Dr. Gerhard Lietz und seiner einfühlsamen Dichtung gut aufgehoben sind. **man**

Unsterbliche Heimat

Heimatliche Gedichte von Gerhard Lietz



Westfalen-Blatt Nr. 290 M 15

Studiendirektor i.R. Dr. Gerhard Lietz 90

Der Lyrik und Historie verbunden

Von Hansjürgen Kochanek

Bad Oeynhausen (WB). Verwandte, Freunde und Weggefährten werden am morgigen Sonntag nach den Vorstellungen des Jubilars selbst die Vollendung des 90. Lebensjahres mit Dr. Gerhard Lietz feiern. »Weggefährten« werden es wohl hauptsächlich aus den letzten, rund fünf Jahrzehnten sein, die in der Kurstadt verbracht wurden, denn eine lange, zeitgeschichtlich erzwungene Wanderschaft lag hinter Dr. Lietz, ehe er in Bad Oeynhausen ansässig wurde.

»Das war die Heimat: Gottes Herz entsprossen, / so fest, so sicher, so geliebt, so nah; / von glitzernd blauen Meeren sanft umflossen, / sein künft'ges Königreich, sein Ithaka.« – Nein, nicht Homer ist hier zitiert, sondern Lietz. Doch wie der griechische Sagenheld hat auch er eine Odyssee hinter sich. Geboren am 13. Dezember 1908 in Magdeburg, zog der Knabe Gerhard schon 1912 mit den Eltern nach Memel, wo er Kindheit, Jugend und Schulzeit verbrachte.

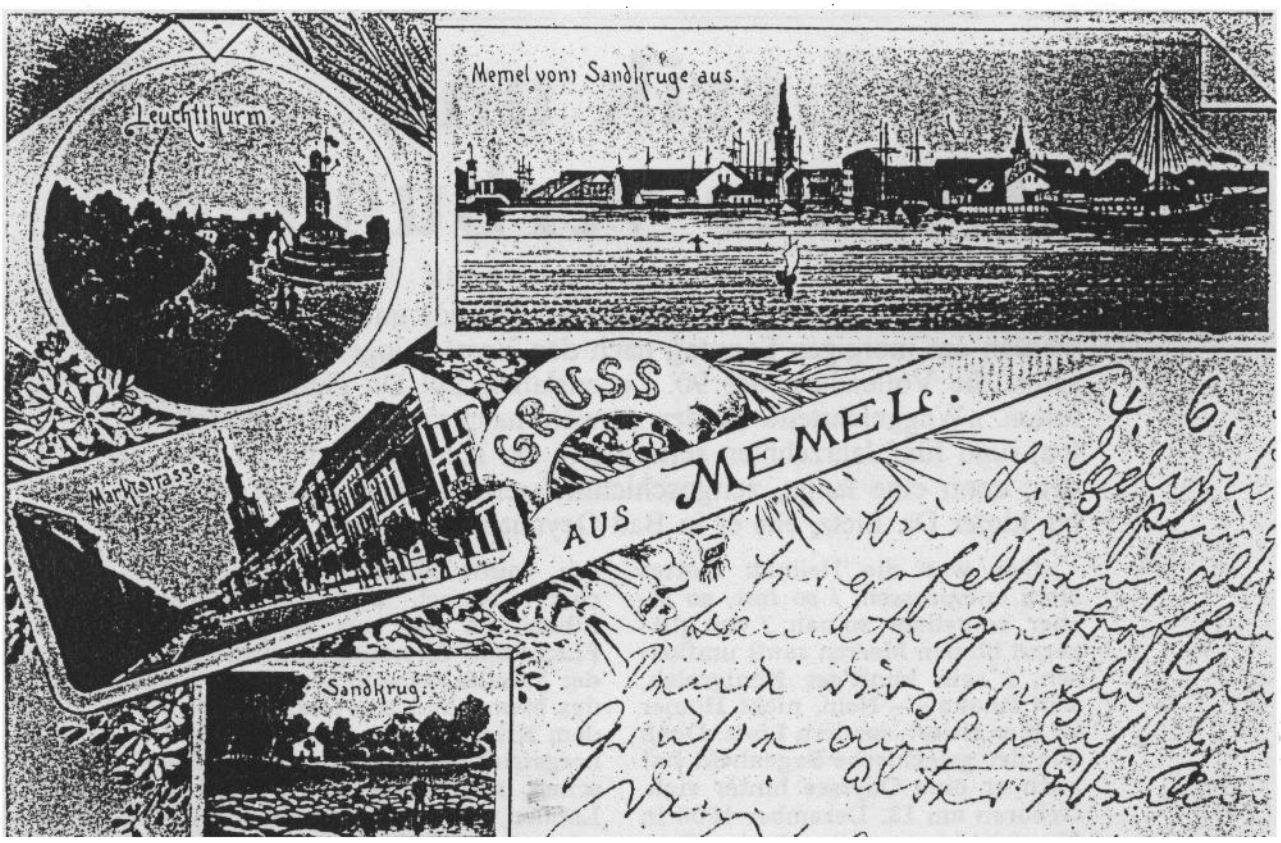
Jugendtraum erfüllt: Odyssee-Nachdichtung

Nach dem Abitur studierte Lietz in Marburg, Kiel, Exeter und Paris, schon damals also »Weltbürger«. Doch nicht Geschichte wie man in Bad Oeynhausen meinen mag, wenn man die von ihm verfaßte »Chronik der Stadt 1910 - 1972« kennt oder die zusammen mit seiner Frau herausgegebenen zwei Bände mit historischen Ansichtskarten, die schon mehrere Auflagen erlebt haben und noch immer beliebte Souvenirs sind. Nein, Gerhard Lietz studierte Deutsch, Englisch, Französisch und Philosophie, promovierte 1934 über »Das Symbolische in der Dichtung Ernst Barlachs« zum Dr. phil.

1938 heiratete er Hilda geb. Weisson, wurde Direktor der Stadtbücherei Memel. Der Kriegsdienst führte ihn weg aus der Heimat, Flucht und Vertreibung ließen auch der Familie keine andere Wahl, als das Memelland zu verlassen. Nach dem Krieg folgten Zeiten des Umhergetriebenseins in den baltischen, slawischen und deutschen Landen, ehe sich 1945 im sächsischen Leisnig die Familie wiederfand. Als Hilfsarbeiter, später als Glasschmelzer und Glasschleifer im thüringischen Ilmenau, schlug sich Gerhard Lietz durch das Leben – deutsches Nachkriegsschicksal.

Erst die Übersiedlung von der Sowjetischen in die Britische Zone brachte wieder angemessene Beschäftigung, zunächst als Verlagsangestellter in Minden, ehe Lietz in den Schuldienst übernommen wurde und in Lübbecke, Dortmund, Minden, Vlotho und schließlich am Immanuel-Kant-Gymnasium unterrichtete. In Bad Oeynhausen wurde er auch 1972 als Studiendirektor pensioniert.

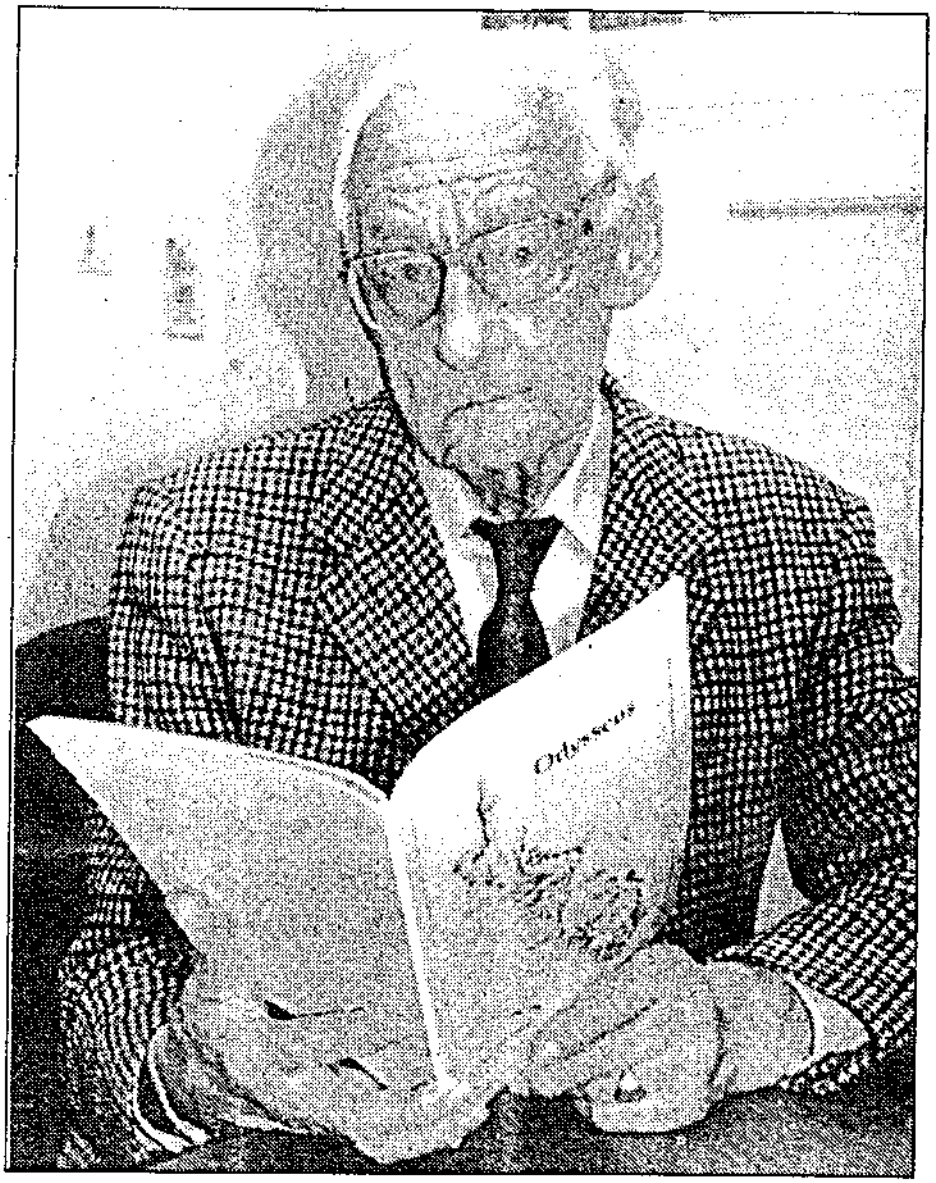
In der Kurstadt hatte Lietz auch ein weiteres kulturelles Betätigungsfeld entdeckt: Mit Gerda Venker-Lange leistete er erste Volkshochschularbeit und hielt literarische Abende, auch im Staatsbad. Selbst zeitlebens lyrischer Ausdrucksform verbunden, brachte er empfindsame Gedanken eines persönlichen Weltspiegels im Ge-



Zusammengestellt vom Archiv der AdM

Helmut Berger Irmgard Kowatzky

Dezember 1998



Einen Jugendtraum erfüllte sich Dr. Gerhard Lietz im Alter von 83 Jahren selbst: Er verfaßte eine Nachdichtung des »Odysseus« – sicher nicht ohne autobiographische Hintergedanken eines ebenfalls von den Zeitläuften auf manchen Irr- und Umweg geschickten Menschen. Foto: WB

dichtband »Regenbogenspiele« heraus. Von großer Sprachkraft und zeitloser Schönheit zeugt auch ein Zyklus von Versen, den seine Frau ihm zum 75. Geburtstag gebunden überreichte – eine gelungene Überraschung. Phantastische Gedichte folgten 1994 in einem weiteren Lyrikband unter dem Titel »Die magische Laterne«.

Einen Jugendtraum erfüllte sich Dr. Gerhard Lietz selbst mit der Nachdichtung des antiken Stoffs um »Odysseus«. Doch bei ihm ist die Titelfigur ein des Homerschen Heldentums entkleideter (moderner?) Mensch. Darauf mögen Verse deuten, wie »Edel, reif und weise wurde ich nicht. / Reicher und ärmer war ich, / als ich mich wiederfand, / besser und böser – fremd, und doch so bekannt / schaut's mich an, zerfurchtes Menschengesicht: / Ich wurde Odysseus.«

ARCHIV der Arbeitsgemeinschaft der Memellandkreise e. V. **AdM**
ehrenamtl. Betreuer: Helmut Berger - Irmgard Kowatzky
49661 Cloppenburg, Dresdener Str. 5 Tel. Fax 04471 958481

Arbeitshefte:

	Unseren Müttern" Gedanken zum Muttertag
02.10.02.04.	"Schacktarp" Notzeit am Strom
03.10.03.04.	"Weihnachten im Memelland Gedichte Erzählungen
03.10.03.04.	"Es begab sich." Erzählungen zum Weihnachtsfest
03.10.02.01.	"Mit Volldampf in den Frühling"
03.10.02.03.	"Erntedankfest" in der Heimat
03.10.02.04.	"Bunt sind schon die Wälder" Gedichte zum Herbst
04.00.01 .	"Memelländer - Teil I Geschichte"
04.00.11.	"Memelländer - Teil II 1920 — 1923
04.00.11.06.	"Memelländer - Teil III Wahlen - Heimkehr
04.0012.04	"Die letzten Tage unserer Heimat"
08.04.00.	"Literatur des Memellandes" Dichter der Heimat
08.04.05.11.	"Charlotte Keyser" Die Heimatdichterin aus Ruß
08.04.05.19.	"Hermann Sudermann" Dichter der Heimat
09.08.03.	"D.L.J. Rhesa "Vorwort zur Bibelübersetzung 1824" und. "Die Kirche in Klein-Litauen" von Albertas Juskas
10.11.08.01.	"Wunder der Kurischen Nehrung" Gedichte - Texte
10.11.03.11.	"Kurenkahn und- Kurenwimpel "
14.00.01.08	"Memel im Jahre 1807" - Ein Jahr lang preußische Residenz - Königin Luise in Memel
16.12.	"Dr. Gerhard Lietz" Leben und Wirken
17.04.13.	Vergangenheits- Bewältigung

In Vorbereitung:

"Die Memelburg" in alten Aufzeichnungen
"Schicksalsjahre des Memellandes 1918 – 1923 - Jahre der Tolleranz
Die Besiedlung Nord-Ostpreußens, Regierungsbezirk Gumbinnen (Preußisch Litauen)
750 Jahre - Memel - Erinnerungen an Mümmele
" Memel " Erzählungen, Berichte aus alter Zeit
"Litauische Geschichte" I-II-III Kopie der Ausgabe geschr. 1785

Bücher:

"**Unsterbliche Heimat**" von Dr. Gerhard Lietz
mit Bildern von Helmut Berger 2. Auflage

Wurden vom Archiv aus Berichten der Zeitungen:
Memeler Dampfboot und Ostpreußenblatt

welche heimatliches Brauchtum enthalten zusammengestellt. Sie sollen Anregungen geben, aber auch zu weiteren Berichten. aus dem "Volksgut im Memelland ermuntern .

Bitte unterstützen auch Sie die Arbeit der A.d.M. und des Archivs.

H. Berger I. Kowatzky

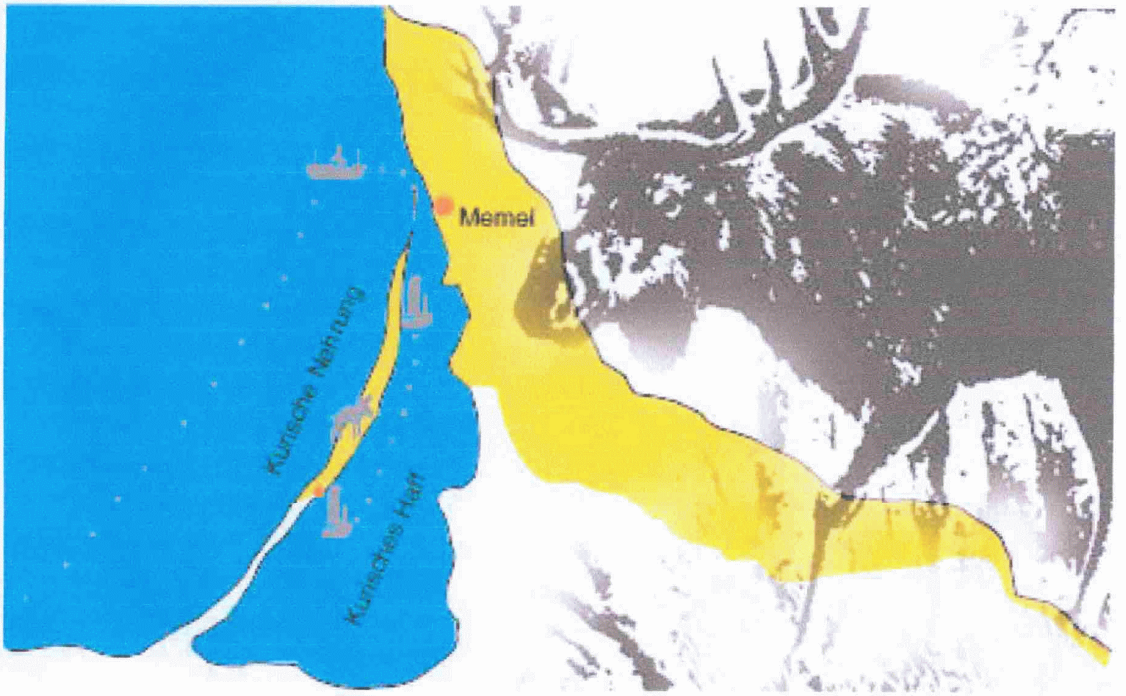
Das Archiv der Arbeitsgemeinschaft der Memellandkreise e.V. sammelt Unterlagen über die alte Heimat. Hierzu gehören: Postkarten und Bilder der Ortschaften, auch neuere Aufnahmen von alten Gebäuden und Höfen. Film und Video-Aufnahmen, Bilder aus dem Leben: Festlichkeiten, Schule, Beruf, Geburtstag, Konfirmation, Hochzeit, heimatliche Trachten. Aufzeichnungen: Urkunden, Zeugnisse, Policen, Familienchroniken, Tagebücher, Erinnerungen, Beschreibung des Hofes. Bevorzugt werden Originale, notfalls Fotokopien. Bild vom Bild eine weitere Möglichkeit. Auch private Chroniken sollten in einer Kopie dem Archiv zur Verfügung stehen.

Das Archiv hat keine Standesamtlichen Unterlagen

Die Arbeitsgemeinschaft der Memellandkreise e.V.
jetzt auch im Internet.

Mit einem Überblick über das Memelland.

Ein Land zwischen Haff und Moor



Erreichbar unter:

www.memelland-adm.de oder auch

www.memelland.info

Schauen Sie mal rein,
geben Anregungen und Tips.

Archiv **der Arbeitsgemeinschaft der Memellandkreise e.V.**
in der Landmannschaft Ostpreussen e.V.

Bitte unterstützen auch Sie unsere Arbeit.

Das Archiv der Arbeitsgemeinschaft der Memellandkreise e.V. sammelt Unterlagen über die alte Heimat. Hierzu gehören: Postkarten und Bilder der Ortschaften, auch neuere Aufnahmen von alten Gebäuden und Höfen. Film – und Video-Aufnahmen, Bilder aus dem Leben: Festlichkeiten, Schule, Beruf, Geburtstag, Konfirmation, Hochzeit, heimatliche Trachten. Aufzeichnungen: Urkunden, Zeugnisse, Policen , Familienchronik, Tagebücher, Erinnerungen, Beschreibungen des Hofes. Bevorzugt werden Originale, notfalls Fotokopien. Bild vom Bild eine weitere Möglichkeit. Auch private Chroniken sollten in Kopie dem Archiv zur Verfügung stehen.

Das Archiv hat keine standesamtlichen Unterlagen